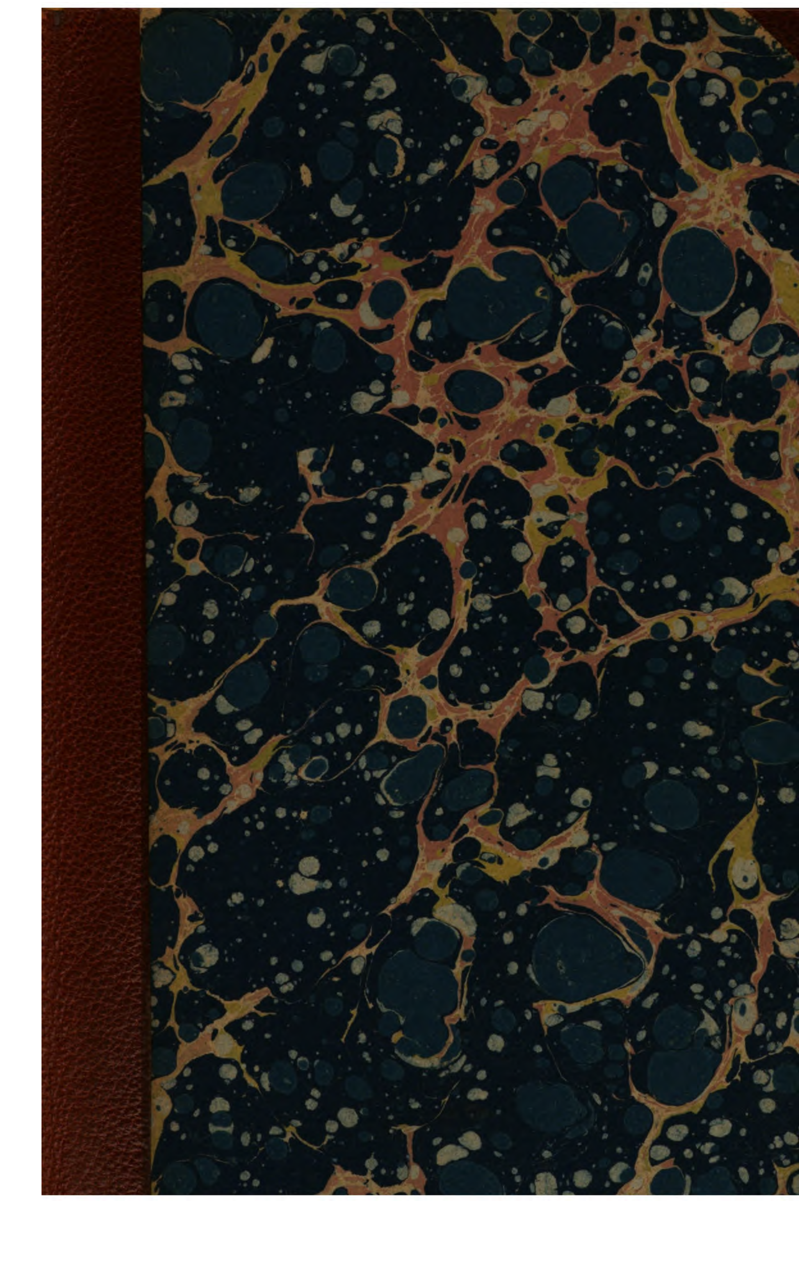
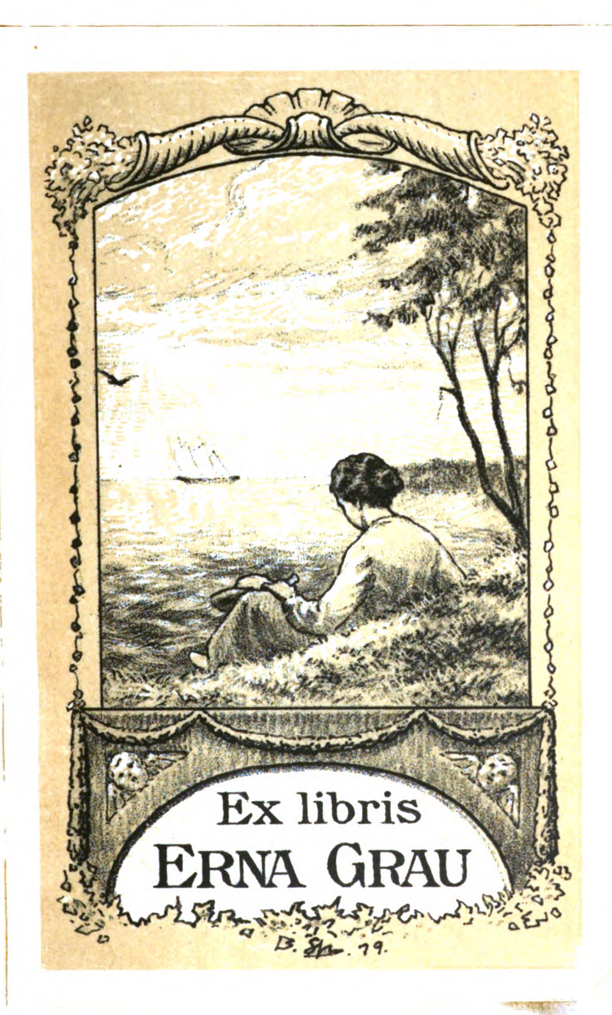
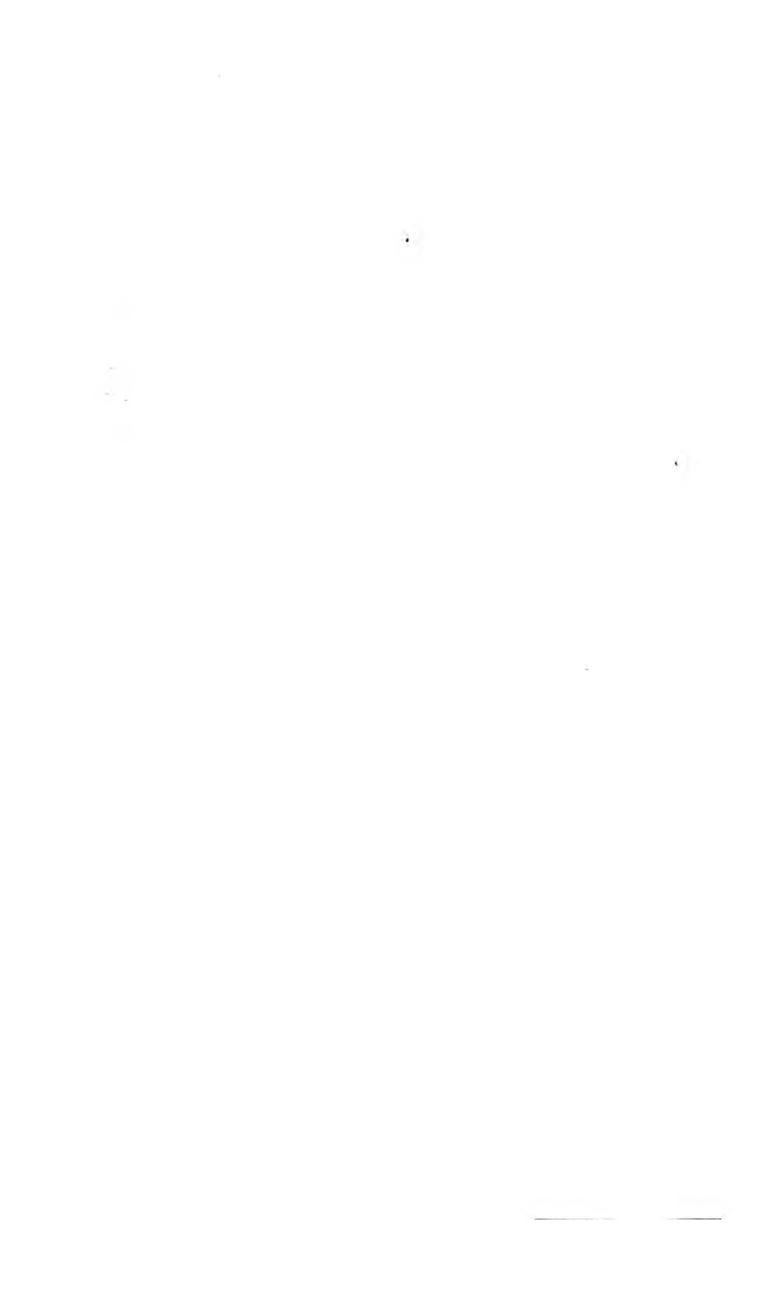
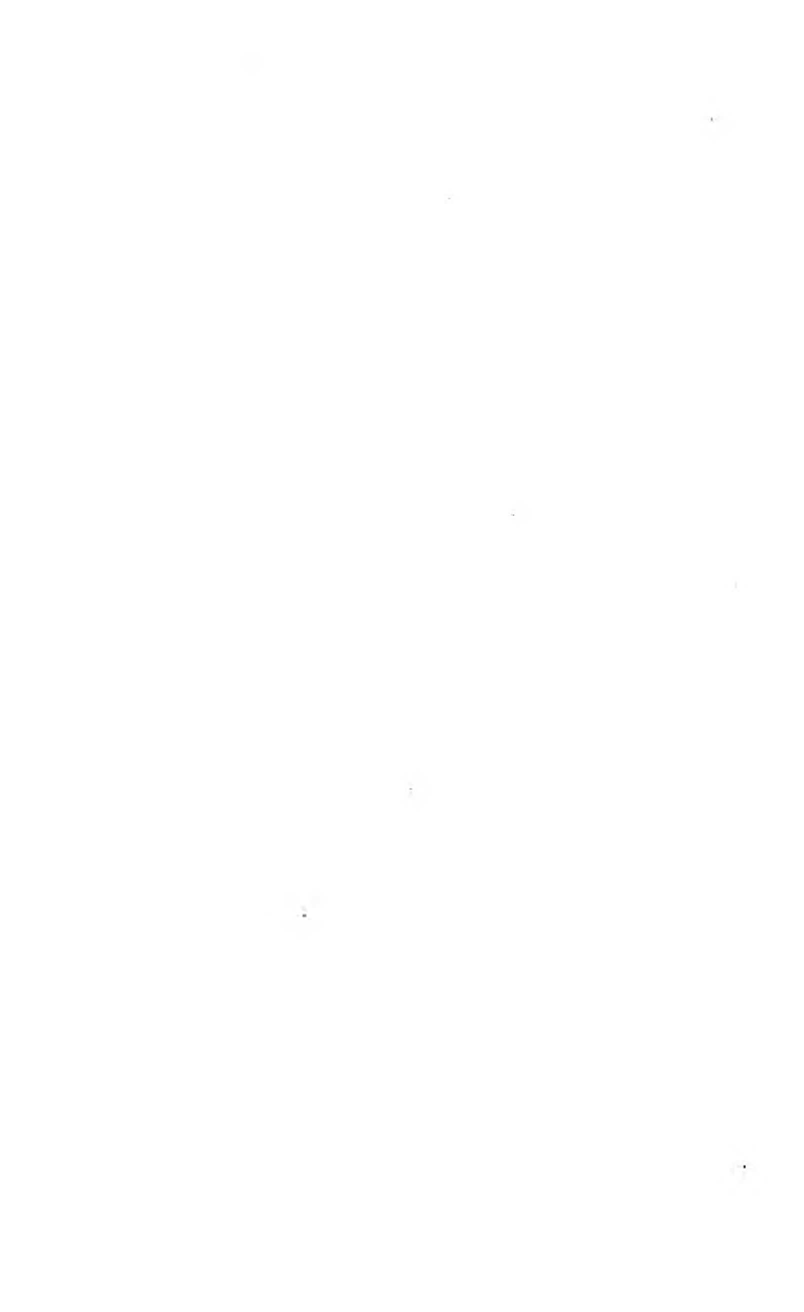



Ex libris
ERNA GRAU











Marguerite de Valois Fille de Henri II., Soeur de Henri III. & Femme de Henri IV., Rois de France.

Margaretha von Valois

Memoiren, Briefe und sonstige Dokumente ihres Lebens

herausgegeben von

W. Fred

Zweiter Band

Im Insel-Verlag zu Leipzig 1912

Margaretha von Valois

Königin von Frankreich und Navarra

Von

Brantôme



Wenn ich das Elend erwäge und die Unfälle jener schönen Königin von Schottland, von der ich oben schon gesprochen habe,[1] und anderer Fürstinnen und Damen, die ich hier nicht anführen will, um nicht die Abenteuer in Schatten zu stellen, welche die Königin von Navarra, von der ich jetzt rede, trafen, als sie noch nicht Königin von Frankreich war, so kann ich nichts anderes glauben, als daß Fortuna, die unumschränkte Göttin des Glücks und Unglücks, eine ganz erbitterte Feindin aller menschlichen Schönheit sei. Denn war je eine Dame in der Welt eine vollkommene Schönheit, so ist es die Königin von Navarra, die aber wurde so schlecht vom Schicksal behandelt, daß man von der Fortuna sagte, das geschähe aus Neid; weil nämlich die Natur diese Fürstin so schön geschaffen habe, habe sie dieselbe vorsätzlich verfolgt.

Sei's wie es sei, ihre Schönheit bleibt so erhaben, daß die Anfälle der gedachten Fortuna ihr nichts anhaben konnten. Überdies leistete sie ihr auch

---

[1] nämlich der Maria Stuart, von der das vorhergehende Kapitel der Brantômeschen „Vie des dames illustres, françoises et étrangères" handelt.

bis zu diesem Augenblick stets mutigen Widerstand, vermöge der edlen Beherztheit, die sie von so vielen braven und tapferen Königen, ihrem Vater, Großvater, den Urgroßvätern und übrigen Ahnen ererbt hatte.

Um also auf die Schönheit dieser seltenen Fürstin zu kommen, so glaube ich, daß alle, welche sind und sein werden und je gewesen sind, an ihr gemessen häßlich scheinen müssen und gar nicht Schönheiten genannt werden können. Denn die Strahlen der ihrigen verbrennen jeder andern in der Welt die Flügel; so sehr, daß sie es nicht wagen noch vermögen, sich bis zu ihr emporzuschwingen und um die ihrige zu flattern.

Sollte jemand so schwergläubig sein, daß er aus schwachem Glauben nicht an Wunder Gottes und der Natur glaubte, so komme er und sehe sie! Ihr schönes, so herrlich gebildetes Angesicht muß ihm der stärkste Beweis sein; und man möchte sagen, die Mutter Natur, die vollkommenste Bildnerin, habe ihren seltensten Stoff und den feinsten Geist zusammengenommen, um sie zu bilden. Denn mag sie nun Sanftheit oder Ernst im Antlitz zeigen, sie ist jederzeit

sicher, eine ganze Welt damit in Flammen zu setzen, so herrlich sind ihre Formen, so vortrefflich gezogen ihre Züge, so durchdringend und doch so angenehm ihre Augen, daß nicht das mindeste zu wünschen übrig bleibt. Noch mehr: dies schöne Gesicht steht auf einem Körper von dem schönsten, stolzesten und üppigsten Wuchs, den man je sehen konnte, mit einer solchen Haltung und so ernster Majestät, daß man sie allemal eher für eine himmlische Gottheit als für eine irdische Fürstin halten wird: deshalb mag man auch die Meinung jener annehmen, daß nie eine Göttin schöner gewesen sein kann. Um ihre Schönheiten, ihre Verdienste und Tugenden zu verkünden, müßte Gott also die Welt verlängern und den Himmel höher emporziehen, indem der Raum der Welt und des Luftkreises viel zu enge ist für den hohen Schwung ihrer Vollkommenheit und ihres Ruhms. Überdies, wenn die Erhabenheit des Himmels nur ein Zoll weniger breit wäre, – es gäbe nicht den mindesten Zweifel, daß die ihrige ihr ganz gleich käme.

So sind also die Schönheiten des Gesichts und Körpers dieser schönen Fürstin, wie ich sie jetzt

als ein getreuer Maler nach dem Leben und eigener Betrachtung darstellen kann. Ich rede nämlich hier von jenen, die man äußerlich sehen kann: denn die, welche geheimer sind und unter weißem Linnen, reichem Putz und Schmuck verborgen stecken, lassen sich nicht beschreiben und nicht beurteilen, man kann nichts anderes tun als auch sie für sehr schön und vorzüglich halten; dies indessen ist doch nichts als bloßer Glaube und Mutmaßung, da ihr Anblick ja leider versagt ist. Und sehr hart ist es in der Tat, daß man ein so schönes Bild eines göttlichen Meisters nur halb in seiner Vollkommenheit soll sehen dürfen; allein die Sittsamkeit und löbliche Schamhaftigkeit dieser Fürstin – Eigenschaften, die sich weit eher bei großen Fürstinnen und Damen als bei dem niedern Pöbel zeigen – verstatten es nicht anders.

Um einige Beispiele anzuführen, die beweisen, wie sehr die Schönheit dieser Königin bewundert und hoch gehalten wurde: ich erinnere mich noch, daß, als die polnischen Abgesandten nach Frankreich kamen, um unserm König Heinrich seine Wahl zum polnischen Thron zu

verkünden und ihm ihre Huldigung darzubringen, sie, nachdem sie dem König Karl und der Königin Mutter wie auch ihrem Könige die Aufwartung gemacht hatten, auch noch an verschiedenen Tagen besonders dem Bruder des Königs und dem König und der Königin von Navarra aufwarteten, wobei ihnen diese letztere so schön und so prächtig und reich geschmückt und gekleidet mit so großer Majestät und Grazie erschien, daß sie alle beim Anblick einer solchen Schönheit ganz verloren waren. Unter andern war einer dabei, Le Lasqui, einer der Vornehmsten von der Gesandtschaft, der, wie ich hörte, als er hinwegging, ganz entzückt über eine solche Schönheit sagte: „Nein, nach dem Anblick einer solchen Schönheit mag ich nun gar nichts weiter sehen! Gern wollte ich es nun machen, wie manche türkische Pilgrime, die nach Mekka zum Grab ihres Propheten Mahomet kommen, und so froh und entzückt sind, eine so schöne und prächtige Moschee gesehen zu haben, daß sie nun gar nichts weiter sehen wollen, sondern sich mit glühenden metallenen Platten die Augen ganz subtil ausbrennen lassen, erklärend, sie könnten nun nichts Schöneres in ihrem Le-

ben mehr sehen, und wollten darum also lieber gar nichts mehr sehen."
So sprach dieser Pole auch von der bewunderungswürdigen Schönheit dieser Fürstin: und in der Tat, wie die Polaken von solcher Bewunderung hingerissen wurden, so gings noch vielen andern. Ich berufe mich hier auf Dom Juan von Österreich, welcher, wie ich oben von ihm angeführt habe, bei einer geheimen Reise durch Frankreich nach Paris kam und hörte, daß denselben Abend glänzender Ball im Louvre sei; er wohnte ihm verkleidet bei, und dies mehr aus Verlangen, die Königin von Navarra dort zu sehen, als aus irgend einem andern Grund. Er hatte auch Gelegenheit, ihr ganz bequem zuzusehen, als sie tanzte, geführt von dem König, ihrem Bruder, wie das gewöhnlich der Fall war; er betrachtete sie mit aller Aufmerksamkeit, bewunderte sie und erhob sie dann über alle Schönheiten Spaniens und Italiens, (wie fruchtbar diese beiden Länder auch in der Hinsicht sind) und sagte dabei diese spanischen Worte: „Aunque tal hermosura dé reyna sea mas divina que humana, es mas para perder y damnar los hombres que salvarlos." (Obschon

die Schönheit dieser Königin mehr göttlich als menschlich ist, so ist sie doch eher danach angetan, die Männer zu Grunde zu richten und in die Hölle statt in den Himmel zu bringen.)
Kurz darauf sah er sie, als sie gerade nach Liège ins Bad reiste, und sie hatten in Namour eine Begegnung, durch die also der heißeste Wunsch des Dom Juan, eines so schönen Anblicks zu genießen, erfüllt wurde. Er trat ihr dort in großartig stolzer spanischer Pracht entgegen und empfing sie, als wenn sie die Königin Elisabeth, ihre Schwester, zur Zeit da sie noch lebte und seine und Spaniens Königin war, gewesen wäre. So sehr er nun schon von der Schönheit ihres Leibes befriedigt und entzückt war, jetzt geschah ihm das Gleiche durch die Schönheit ihrer Seele, die ich noch später schildern zu dürfen hoffe.
Dom Juan war indessen nicht der einzige, der sie rühmte und sich in Lobpreisungen über sie gefiel; alle die großen und braven spanischen Offiziere bis zu den berühmten Soldaten jener alten Regimenter taten so, indem sie überall auf ihre soldatische Art sagten: „Que la con-

quistad de tal hermosura valia mas que la d'un reyno y que bien aventurados serian los soldados, que por servirla podrian morir sobre su bandera." („Daß also die Eroberung einer solchen Schönheit mehr wert sei als die eines ganzen Königreichs, und die Krieger glücklich zu preisen, die, ihr dienend, unter ihrem Panier fallen dürften".)

Wenn Leute dieser Art, von solch großer Geburt und Erziehung diese Fürstin so reizend fanden, darf man sich also nicht wundern, daß selbst Türken, die als Gesandte an unsern Hof kamen, wie sehr sie auch Barbaren waren, sich ganz in ihr Anschauen verloren und sagten: Die Pracht ihres Großherrn, wenn er zur Moschee gehe oder mit seinem Heer ausziehe, sei lange nicht so schön anzusehen als die Schönheit dieser Königin.

Kurz, ich weiß noch von einer Menge anderer Fremden, die nach Frankreich und an den Hof einzig in der Absicht kamen, diese berühmte Schönheit zu sehen, deren Ruhm, so sagten sie, sich über ganz Europa verbreitet habe.

Ich sah einst einen galanten neapolitanischen

Kavalier, der nach Paris und an den Hof gekommen war, und der, weil er diese Königin, die damals just ins Bad gereist war, nicht zu sehen bekommen konnte, seine Abreise noch zwei Monate länger aufschob, bloß um sie zu erwarten; und als er sie gesehen hatte, sagte er die Worte: „Ehemals stand die Prinzessin von Salerno bei uns in Neapel ihrer Schönheit wegen in einem solchen Ruf, daß ein Fremder, der dahin kam, und bei seiner Zurückkunft nicht sagen konnte, er habe sie gesehen, sich der Antwort aussetzte: er sei also zu Neapel gewesen und habe doch Neapel nicht gesehen. Das wäre auch mein Teil gewesen, wenn ich zurückgereist wäre, ohne diese schöne Fürstin gesehen zu haben, und man mich gefragt hätte, ob ich Frankreich und den französischen Hof gesehen habe, – ich hätte, was ich auch alles sonst sah, dennoch wohl zu sagen gehabt: Nichts! – da ich diese Königin nicht gesehen hätte, die ich mit gutem Recht die Zierde und den Stolz dieses Hofes nennen muß. Aber jetzt, da ich sie so gut gesehen und betrachtet habe, jetzt kann ich sagen, ich habe alle Schönheit der Welt gesehen, und versichern, daß unsere Prinzessin von Salerno, an ihr ge-

messen, rein nichts sei. Und jetzt reise ich wohl zufrieden weg, weil mir zu Teil worden ist, eines so schönen Anblicks zu genießen. Ihr Franzosen dürfet also selbst hieraus schließen, wie sehr Ihr glücklich seid, da Ihr dies schöne Gesicht täglich in Muße sehen und Euch diesem göttlichen Feuer nähern könnt, das von weitem schon jede kalte Brust weit mehr zu erhitzen und in Flammen zu setzen vermag, als allen unseren schönen Damen sonst selbst in der Nähe verstattet ist.“ So sprach eines Tages dieser artige neapolitanische Kavalier zu mir.

Ein vortrefflicher französischer Edelmann, dessen Namen ich anführen könnte, und der einst eben diese schöne Königin in ihrem schönsten Glanz und ihrer hohen Majestät im Tanzsaal erblickte, sagte dann zu mir, als wir miteinander davon sprachen, folgendes: „Ach wenn Sieur des Essard, der sich in seinen Büchern von Amadis so sehr angestrengt und bemüht hat, der Welt seine schöne Nicquée in ihrer Herrlichkeit darzustellen und vollkommen zu beschreiben, zu seiner Zeit diese herrliche Königin gesehen hätte, er hätte nicht so viele schöne und präch-

tige Worte zu borgen gebraucht, um sie zu schildern, er hätte nur sagen dürfen: sie gliche der Königin von Navarra, der Einzigsten der Welt; und so hätte er seine Nicquée ohne großen Wortaufwand weit besser geschildert, als jetzt mit all seiner Weitläufigkeit."

Der Herr von Ronsard hatte daher vollkommen recht, jene vortreffliche Elegie zu verfassen, die sich in seinen Werken findet, und die zu Ehren dieser schönen Fürstin von Frankreich, als sie noch unvermählt war, gedichtet ist; dort läßt er die Göttin Venus ihren Sohn fragen, ob er auf allen seinen Wanderungen über die Erde und besonders unter den Damen am französischen Hof etwa eine Schönheit bemerkt habe, welche die ihrige übertreffe? „Ja, Mama," antwortete der kleine Amor, „ich habe eine gesehen, in welche sich alle Seligkeit des Himmels gleich bei ihrer Geburt ergossen hatte." Venus wurde ganz rot, wollte ihm nicht glauben, und schickte erst eine ihrer Charitinnen auf Erden hinab, um sie in Augenschein zu nehmen und ihr dann wieder zu sagen, wie sich das verhalte. Da findet sich dann in dieser Elegie eine sehr schöne und sehr prächtige Beschreibung der

Schönheiten dieser vollkommenen Fürstin unter dem Namen und der Gestalt der schönen Huldin Passithea.
Niemand kann dieses Gedicht lesen ohne Wohlgefallen. Allein, – wie mir einst eine vortreffliche und sehr einsichtsvolle Dame sagte, der Herr von Ronsard hätte hier doch ein kleines Versehen begangen und viel zu kurz abgebrochen. Er hätte nämlich die Passithea wieder nach dem Himmel zurückkehren lassen sollen, sich da ihres Auftrags entledigen und der Venus sagen, ihr Sohn habe noch lange nicht so viel gesagt, als er hätte sagen sollen; und dann müßte Venus traurig werden und vor Eifersucht fast vergehen und sich bei Jupiter über das Unrecht beschweren, das er ihr zugefügt habe, da er auf Erden eine Schöne gebildet habe, welche die himmlischen Schönheiten beschäme, besonders die ihre, die sie vor allen andern für die rarste halte, und aus Verdruß darüber müßte sie sich in Trauer kleiden und für eine Weile allen Freuden und Lustbarkeiten entsagen: denn nichts kränkt eine schöne Dame mehr, als wenn man ihr sagt, daß es eine andere gibt, die ebenso schön sei oder gar sie übertreffe.

Man bemerke hierbei, daß, wenn unsere Königin schon schön an sich und von Natur war, sie sich dabei auch noch sehr gut und so geschmackvoll und reich zu kleiden wußte, am Leibe sowohl als am Kopf, daß nichts mehr ihre Vollkommenheit noch in ein helleres Licht hätte setzen können.

Man rühmt der Königin Isabella von Bayern, der Gemahlin König Karls VI., nach, daß sie prächtige und stattliche Moden nach Frankreich gebracht habe, um die Damen prächtig und stattlich auszustaffieren. Sieht man auf den alten Tapisserien der königlichen Schlösser jener Zeit die Damen so abgemalt, wie sie sich damals trugen, so schienen dies nichts als Possen, Albernheiten und Protzereien gegen die schönen und süperben Toiletten, Façons und Zierden, die unsere Königin für den Kopfschmuck sowohl als die Bekleidung des Leibes erfand; was sich denn auch alle Damen am Hof und im Reiche so gut zu nutze machten, daß sie nachher nach ihrer Mode herausgeputzt, weit eher großen Damen glichen als zuvor, wo sie eher gemeinen Mädchen gleich sahen; und dadurch sind sie weit reizender und begehrens-

werter geworden, und dies haben sie alles unserer Königin Margaretha zu danken.
Ich erinnere mich auch: – denn ich war mit dabei – wie es war, als die Königin Mutter ihre Tochter dem König von Navarra, ihrem Gemahl, zuführte und sich auf der Durchreise in Coignac einige Zeit aufhielt. Da warteten verschiedene vornehme, schöne und vortreffliche Damen des Landes ihnen auf und waren alle entzückt über die Schönheit dieser Königin von Navarra und konnten gar kein Ende finden sie vor der Königin Mutter zu rühmen, welche darüber ganz schwindlig vor Freude wurde. Sie bat daher eines Tages ihre Tochter, sich aufs herrlichste zu kleiden und ihren prächtigsten, schönsten Schmuck anzulegen, den sie sonst bei Hof zu den höchsten Festlichkeiten und Gelagen trage, um diesen wackeren Damen ein Vergnügen dadurch zu machen.
Sie tat es denn auch, um einer so guten Mutter zu gehorchen, und erschien sehr prunkvoll gekleidet, in einer Robe von Silberstoff und einem Colombin à la Boulonnoise, mit hängenden Ärmeln, reicher Coiffure, weißem, aber nicht zu großen und nicht zu kleinen Schleier und

dabei mit einer Majestät und so gutem Anstande, daß man sie eher für eine himmlische Göttin als für eine irdische Königin angesehen hätte. Waren die Damen zuvor von ihrem Anblick schon entzückt gewesen, so waren sie's nun noch hundertmal mehr.

Die Königin sagte daher zu ihr: „Sie sehen sehr gut aus, meine Tochter!"

Sie gab zur Antwort: „Madame, ich fange bei Zeiten an, meine Roben zu tragen und zu brauchen, so wie ich sie jetzt nach den neuesten Façons mit von Hof gebracht habe: denn wenn ich dahin zurückgehe, werde ich nichts als Scheeren und Stoffe mitnehmen, um mich dann nach der laufenden Mode zu kleiden."

Die Königin gab ihr hierauf zur Antwort: „Warum sagen Sie dies, meine Tochter? Sie sind doch jene, welche die schönsten Kleidermoden erfindet und aufbringt, und wohin Sie auch kommen mögen, der Hof wird sie von Ihnen annehmen, nicht Sie vom Hof."

In der Tat fand man auch bei ihrer Zurückkunft nichts bei ihr, das nicht noch besser gewesen wäre als bei Hof; so gut wußte ihr feiner Geist alle diese artigen Dinge zu erfinden.

Wie aber sich diese schöne Königin auch anziehen mochte, ob auf französisch mit ihrem „Chaperon" oder in einem simpeln „Escoffion", ob mit ihrem großen Schleier oder einer Mütze, man war doch nie imstande zu sagen, was ihr am besten stehe, oder welche Art sich zu tragen, sie schöner, bewunderungswürdiger und liebenswürdiger erscheinen lasse; so sehr verstand sie es, alle diese verschiedenen Façons ihrer Persönlichkeit anzupassen, indem sie immer irgend eine neue, nicht gewöhnliche und unnachahmliche Kleinigkeit, die sie selbst herausgefunden hatte, hinzufügte. Und wenn andere Damen es auch versuchen wollten, ihr Modell ganz genau zu kopieren, sie konnten ihm doch nicht ganz beikommen, was ich hundertmal habe anmerken hören.

Ich – und andere mit mir – habe sie oft in einer Robe aus weißem Satin mit einer Menge Goldflittern und etwas Incarnat untermischt gesehen, dazu einen Schleier von braunem Flor oder Gaze à la romaine, der nur nachlässig über den Kopf geworfen schien; und ich weiß von keinem schöneren Anblick. Was man auch von den Göttinnen der Vorzeit sagen mag oder

von den Kaiserinnen, wie wir solche auf alten Medaillen prächtig genug geschmückt erblicken, sie scheinen gegen sie doch bloß Kammerkätzchen.

Ich habe oft unter uns Hofleuten darüber disputieren hören, welches Kleid ihr wohl am besten stehe, sie am schönsten mache. Jeder hatte schließlich darüber seine Meinung. Ich selbst – und auch mancher andere teilte meine Meinung – fand, daß jener Putz sie am besten kleidete, den sie einst anhatte, als eines Tages die Königin Mutter den polnischen Gesandten ein Fest in den Tuilerien gab. Da war sie nämlich in eine Robe von spanischem Incarnatsammt gekleidet, die reich mit Fransen besetzt war, und hatte eine Kappe aus dem nämlichem Sammet auf dem Kopfe, die so herrlich mit Federn und Edelsteinen besetzt war, daß nichts darüber ging. Sie sah darin wunderschön aus, was ihr auch gesagt wurde, so daß sie nachher oft die gleiche Toilette trug, sich auch so abmalen ließ, weshalb denn auch unter allen Bildnissen, die sie zeigen, dies die andern alle übertrifft. Leute mit gutem Blick können dies denn auch noch heute sehen und mit den andern, deren sehr

viele und schöne vorhanden sind, vergleichen. Als sie so geschmückt in den Tuilerien erschien, sagte ich zu Herrn von Ronsard, welcher mit mir war: „Sagen Sie einmal die Wahrheit, Herr von Ronsard, kommt Ihnen diese schöne Königin in dieser Kleidung nicht vor wie die schöne Aurora wenn sie vor Tag erscheint, mit diesem schön-weißen Gesicht, in dem das rote Incarnat leuchtet, sowie denn auch Antlitz und Kleidung bei ihr überhaupt sehr viel von dieser auffallenden Ähnlichkeit und Übereinstimmung haben?" Der Herr von Ronsard stimmte mir zu; und diesen Vergleich, den er treffend fand, nahm er zum Anlaß eines sehr schönen Sonnetts, das er mir schenkte; und das ich wünschte, noch heute zu besitzen, um es hier einrücken zu können.

Ebenso sah ich unsere hohe Königin auf dem ersten Reichstag zu Blois am Tage, als der König, ihr Bruder, seine Rede hielt. Sie hatte eine Robe von schwarzem Grund mit orangefarbenen Streifen mit einer Menge Fransen an und ihren großen majestätisch wallenden Schleier; und als sie sich an ihren Platz gesetzt hatte, war sie so schön und reizvoll anzusehen, daß

ich von mehr als dreihundert Personen in der Versammlung sagen hörte, ihre Aufmerksamkeit sei stärker durch den Anblick einer so himmlischen Schönheit gefesselt und entzückt worden als durch das Anhören des würdigen und anmutsvollen Vortrages ihres königlichen Bruders; trotzdem auch seine Rede vorzüglich und aufs beste gesprochen war.

Ich sah sie auch oft bloß in ihren natürlichen Haaren, ohne daß sie irgend etwas Erkünsteltes von Perücken hinzugetan hätte; und wenn die Haare auch, wie die ihres Vaters, des Königs Heinrich, ganz schwarz waren, so wußte sie doch nach dem Vorbild ihrer Schwester, der Königin von Spanien, welche ebenfalls ihr eigenes Haar einfach, schwarz und zwar auf spanische Sitte trug, sie so gut zu kräuseln, zu toupieren und zurecht zu machen, daß ihr dies gleich gut oder gar noch besser stand als irgend ein anderer Kopfputz. So großen Wert hat eben eine schöne natürliche Anlage, welche jede Künstelei, wie sie auch sein mag, weit übertrifft. Indessen gefiel sie sich doch nicht ganz recht darin und trug die Coiffure nur selten so, sondern hatte meistens recht zierlich zugerichtete Perücken.

Ich wills nur sagen: ich würde nie fertig werden, wenn ich den Putz und die Kleidungsarten alle beschreiben wollte, worin sie vorzüglich schön war: denn sie wechselte damit sehr häufig, und alle standen ihr gut und schön, so daß Natur und Kunst mit einander neidisch wetteiferten, wer sie am schönsten erscheinen lassen könne.

Dies ist noch nicht alles: denn all ihre schönen Kleidungen und Schmuck wagten sich nie daran, ihren schönen Hals und ihren reizenden Busen zu bedecken, aus Furcht, den Augen der Welt, die sich an einem so entzückenden Gegenstand weideten, ein Unrecht zu tun. Denn gewiß ist nie ein so schöner, weißer, üppiger, voller Busen gesehen worden als der ihrige und sie zeigte ihn so bloß, er lag so unverhüllt da, daß die meisten Kavaliere am Hof darüber sich zu Tode verschmachteten; ja sogar Damen habe ich gesehen, die ihr so vertraut waren, daß sie sich die Freiheit ihres Umgangs zu Nutze machten und ihn mit feurigem Entzücken küßten.

Ich erinnere mich bei dieser Gelegenheit, daß ein wackerer, neu an den Hof gekommener

Kavalier, der sie nie vorher erblickt hatte, als er sie dann zum erstenmal sah, mir sagte: „Ich wundere mich nicht, daß Ihr Herren so gern bei Hofe seid: denn, wenn Ihr täglich sonst kein Vergnügen hättet, als diese schöne Fürstin zu sehen, so wäre das doch schon so gut, als wenn Ihr in einem irdischen Paradiese wäret." Die alten römischen Kaiser gaben dem Volke, um es sich gewogen und ihm eine Lust zu machen, Spiele und Kämpfe in ihren Theatern, um aber das französische Volk zu gewinnen und ihm Vergnügen zu verschaffen, dürfte man ihm nur öfters diese Königin Margaretha vorstellen und zeigen, damit es sich an dem Anblick eines so himmlischen Gesichts weiden und ergötzen könne, das sie zudem nicht wie alle die anderen Damen unseres Hofes hinter einer Larve versteckte, – denn meist ging sie mit bloßem Gesicht.

So sah ich sie einst beim Palmfest zu Blois, als sie noch Madame und Schwester des Königs war, – wiewohl damals schon über ihre Vermählung verhandelt wurde –, in der Prozession erscheinen, so schön, daß man in der Welt nichts Schöneres sehen konnte. Denn außer

der Schönheit ihres Gesichts und ihrer schönen schlanken Gestalt, war sie auch noch sehr prächtig und reich geschmückt und gekleidet. Ihr schönes weißes Gesicht, das dem schönsten heitersten Himmel glich, war auf dem Kopf mit einer solchen Menge großer Perlen und reicher Steine, besonders glitzernden Diamanten, die als Gestirne angebracht waren, geziert, daß man hätte sagen mögen: die natürliche Pracht des Gesichtes und die künstliche der Edelsteine wetteifern mit einem schön gestirnten Himmel um den Preis der Schönheit. Ihr schöner, herrlich gewachsener Leib war in den schönsten und reichsten Goldstoff gekleidet, der je in Frankreich gesehen worden ist. Es war ein Geschenk, das der Großherr dem Herrn von Grand-Champ bei seiner Abreise vom Gesandtschaftsposten zu Konstantinopel gemacht hatte, wie er ja überhaupt vornehme fremde Gesandte zu beschenken pflegte. Es war ein Stück von fünfzehn Ellen, und Grand-Champ selbst sagte mir, die Elle habe hundert Taler gekostet, denn es war ein Meisterstück. Als er nun nach Frankreich zurückkam, wußte er nicht, wie er diesen reichen Stoff am würdig-

sten verwenden könnte, um ihm durch die Person, die ihn tragen solle, zu neuem Glanz und rechter Wirkung zu verhelfen; so verschenkte er ihn weiter an Madame, die Schwester des Königs, welche sich eine Robe daraus machen ließ, die sie an diesem Tage zum erstenmal trug, und die ihr aufs beste zu Gesicht und Erscheinung paßte, denn Größe und Größe reichen einander die Hand. Sie trug dies Kleid den ganzen Tag, ohnerachtet es außerordentlich schwer war und drückte: allein ihr schöner, reicher und starker Wuchs kam ihr hierbei sehr zu statten, daß sie dies Gewicht zu tragen vermochte, denn wäre sie eine kleine Zwergin von Prinzessin oder so ein Dämchen eine Elle hoch gewesen, wie ich ihrer wohl sonst gesehen habe, so wäre sie unter der Last zerdrückt worden, oder hätte wenigstens die Robe ausziehen und sich eine andere anziehen müssen.

Das ist aber noch nicht alles: als sie bei der Prozession an ihrem Range angemessener Stelle ging, hatte sie das Gesicht ganz bloß, um das Volk an einem so hohen Feste nicht dieses Glanzes zu berauben; und sie sah nun noch herrlicher aus, da sie in der Hand einen Pal-

menzweig trug, (wie unsere Königinnen jederzeit pflegen) und sie tat dies mit königlicher Majestät halb hoheitsvoll, halb sanft und auf eine ganz eigene und gar nicht gewöhnliche Art; so daß, wer sie noch nie gesehen noch gekannt hätte, gesagt haben würde: Siehe da, eine Fürstin, die sich immer und in jedem Stück vor allen andern auszeichnet!«

Wir alle am Hofe sagten da einstimmig und ohne Hehl, diese schöne Fürstin trage die Palme mit Recht, sie dürfe es wahrhaftig, da sie über alle andern in der Welt durch Schönheit, Anstand und jederlei Vollkommenheit die Palme davontrage. Ich kann dabei auch wohl darauf schwören, daß es bei dieser Prozession mit unserer Andacht gar schlecht bestellt war. Denn wir vergaßen darauf, da wir nur diese göttliche Fürstin betrachteten und anstaunten und uns durch ihren Anblick eher hinreißen ließen als durch den Gottesdienst; dennoch glaubten wir uns hierin nicht einer Sünde schuldig zu machen, denn wer eine Gottheit auf Erden betrachtet und bewundert, der kann die Gottheit im Himmel nicht dadurch beleidigen, da diese jene ja so schön erschaffen hat.

Als die Königin Mutter sie vom Hof wegnahm, um sie ihrem Gemahl nach der Gascogne zu bringen, sah ich gleichsam den ganzen Hof in Trauer ihrer Abreise wegen, als wenn alle ein großer Unfall betroffen hätte. Die einen sagten: „Der Hof ist Witwer, denn er hat seine Schönheit verloren!“ die andern sagten: „Der Hof ist sehr verdunkelt, er hat seine Sonne eingebüßt.“ Andere: „Es ist rabenschwarze Nacht am Hof, weil kein Licht mehr leuchtet.“ Noch andere: „Das fehlte uns noch, daß Gascogne uns noch unsere Schönheit weggascognieren und rauben mußte, die doch bestimmt ist, Frankreich und den Hof und den Louvre, Fontainebleau, Saint-Germain und andere Schlösser unserer Könige zu verschönern, statt daß sie jetzt nach Pau und Nerac soll, in Orte, die himmelweit von jenen unterschieden sind.“ Wieder andere sagten: „Nun ists aus, der Hof und Frankreich haben die schönste Blume aus ihrem Kranz verloren.“ Kurz, man hörte allerwärts nichts als solche und andere ähnliche Ausrufe über diese Abreise, halb dem Verdruß und Unwillen, halb der Traurigkeit entspringend; trotzdem doch die Königin Luise von Lothringen, eine sehr

schöne, geistreiche und tugendhafte Fürstin, noch da geblieben war, von der ich bei einer anderen Gelegenheit, wie sichs gebührt, reden zu dürfen hoffe. Allein da der Hof sich schon lange Zeit an einen so schönen Anblick gewöhnt hatte, so konnte er nicht anders als diesen Verlust bedauern und solche Reden führen; und es gab etliche, die sich vermaßen den Herrn von Duras aus Ärger darüber umbringen zu wollen, da er sie geholt hatte im Namen des Königs von Navarra, seines Herrn, wie ich wohl weiß.

Als man dann vor einigen Jahren bei Hof Nachricht erhielt, sie sei vor kaum acht Tagen in der Auvergne gestorben, da sagte jemand hierüber: „Das kann nicht sein, denn in diesen Tagen war der Himmel viel zu schön und heiter, wäre sie gestorben, so würden wir wegen der großen Sympathie zwischen diesen zwei Sonnen eine Sonnenfinsternis und nichts als Dunkel und Wolken gehabt haben."

Nun mag meines Erachtens genug von ihrer körperlichen Schönheit gesagt sein, wiewohl der Stoff so reich ist, daß er eine ganze Decade verdiente; indessen hoffe ich bei einer andern

Gelegenheit noch einmal darauf zu kommen. Jetzt aber muß ich doch auch etwas von ihrer schönen Seele sagen, die so schön in einem so schönen Leibe wohnte. So schön diese auch schon von ihrer Geburt an war, so schön wußte sie, sie zu bewahren und zu erhalten. Denn sie ist eine große Freundin der Wissenschaften und der Lektüre, sowohl früher in ihrer frühen Jugend als in ihrer Reife.

Man kann von ihr rühmen, daß sie die Fürstin, ja überhaupt die Dame ist, welche von allen in der Welt am besten und beredtesten spricht und beim Reden die schönste und angenehmste Art hat. Als die polnischen Gesandten, wie ich oben schon erwähnt habe, ihr aufwarteten, hielt der vornehmste unter ihnen, der Bischof von Krakau, im Namen aller und als Wortführer der Gesandtschaft eine Anrede an sie und zwar in lateinischer Sprache, denn er war ein gelehrter Mann und als Prälat also am rechten Platze. Die Königin aber antwortete so treffend und fließend, ohne sich eines Dolmetschers oder einer Hilfe zu bedienen, da sie die Rede vollkommen verstanden hatte, daß alle darüber sehr in Bewunderung gerieten und sie einstimmig

eine zweite Minerva oder Göttin der Beredsamkeit nannten.

Als die Königin Mutter sie dem König ihrem Gemahl zuführte – wie ich auch schon erzählt habe –, hielt sie einen feierlichen Einzug in Bordeaux, was ihr als Tochter und Schwester des Königs und Gemahlin des Königs von Navarra, des ersten Prinzen von Geblüt und Gouverneurs der Provinz, mit Recht zukam. Ihre Mutter wollte es so; denn sie liebte sie unendlich und schätzte sie sehr. Ihr Einzug war schön, nicht sowohl wegen der dabei herrschenden Pracht und des Aufwands, als vielmehr weil man die schönste, vollkommenste Königin der Welt im Triumph einziehen sah, auf einem schönen weißen, sehr herrlich aufgezäumten Zelter, wobei sie selbst ein orangefarbenes Kleid mit Fransen trug, so prächtig wie nichts anderes auf der Welt, daß das Volk gar nicht satt werden konnte, sie zu sehen, anzustaunen, zu bewundern und bis in den Himmel zu erheben.

Vor ihrem Einzug kamen ihr die Stände der Stadt entgegen, um ihr ihre Ehrfurcht zu bezeigen und ihr alles anzubieten, was in ihren Kräften stünde, und sie ins Karthäuser-Kloster

einzuladen, wie das so herkömmlich ist. Der Herr von Bordeaux redete im Namen der Geistlichkeit; der Herr Marschall von Biron als Maire und in der Kleidung des Maires im Namen der Stadt; als Lieutnant-General hielt er seine Anrede nachher noch besonders; und der Herr von Largebaston, erster Präsident, sprach im Namen des Hofes.

Sie antwortete ihnen allen nacheinander (ich sah es, da ich auf ihren Befehl mich bei ihr auf ihrer Tribüne aufhielt,) so beredt, so einsichtsvoll und so geschwind, mit solcher Anmut und Majestät und in jeder einzelnen Rede mit so viel Abwechslung, ohne, ungeachtet der Gegenstand jedesmal derselbe blieb, die gleichen Worte zu wiederholen – was bemerkenswert ist –, daß gedachter Herr Präsident, als er am Abend darauf in das Zimmer der Königin kam, zu mir und andern sagte: Er habe in seinem ganzen Leben überhaupt noch nie jemand besser reden hören (und er verstand sich doch auf derlei Kram), er habe zwar oft die Ehre gehabt, die Königinnen Margaretha und Johanna, ihre Vorgängerinnen bei eben solchen Gelegenheiten, wie die heutige, reden zu hören; allein wenn die

zu ihrer Zeit auch zwei der beredtesten Damen Frankreichs gewesen wären, die „Gold im Munde gehabt hätten“ – so drückte er sich aus – so hätten sie doch an die Beredsamkeit der jetzigen Königin Margaretha nicht herangereicht, seien bloße Novizen, Anfängerinnen gegen sie gewesen, und sie sei die rechte Tochter ihrer Mutter. Ich erzählte der Königin Mutter nachher, was mir gedachter Präsident gesagt hatte; es freute sie ungemein, und sie sagte zu mir: er habe recht, solches zu glauben und zu sagen; denn wenn sie auch ihre Tochter sei, so könne sie doch der Wahrheit nach sagen, daß sie die vollkommenste Prinzessin von der Welt sei und ihre Sprache immer ganz vortrefflich in ihrer Gewalt habe. Ein Gleiches hörte ich von einer Menge Gesandter und großer Herren des Auslands; wenn sie mit ihr gesprochen hatten, verließen sie sie ganz verwirrt über ihre schöne Redegabe.

Ich hörte oft so schöne, nachdrückliche und sinnreiche Reden von ihr, daß, wenn ich sie klar und richtig hier zu Papier bringen könnte, alle Welt darüber erstaunen und entzückt sein sollte; es wäre aber mir so wie jedem andern

schlechterdings unmöglich, sie wiederzugeben, so ganz unnachahmlich sind sie.

Ist sie aber erhaben, voll ernster Majestät und beredt in ihren wichtigen und ernsthaften Reden, so kann sie auch wieder leicht und reizend in witzigen Scherz- und Stichelreden einem begegnen, lieb plaudern, einen hübsch begrüßen und anmutig verabschieden, so daß ihre Gesellschaft angenehmer als irgendeine in der ganzen Welt ist: denn wenn sie gleich jemand stichelt und schraubt, so trifft sie doch so ins Schwarze und tuts auf eine so feine Art, daß man unmöglich verdrießlich darüber werden kann, sondern selbst noch eine Freude daran haben muß.

Ferner, wenn sie gut zu reden weiß, so weiß sie auch mindestens ebensogut zu schreiben. Die schönen Briefe, die man von ihr hat, beweisen dies hinlänglich, denn obs ernsthafte, obs vertrauliche sind, es sind die schönsten und bestgeschriebenen, so daß alle großen Schriftsteller der Vorwelt sowohl als unseres Zeitalters sich verkriechen müssen, wenn die ihrigen erschienen, gegen die jene bloßes Geleier sind. Niemand kann sie lesen ohne

sich über den armen Cicero mit seinen vertraulichen Briefen lustig zu machen, und wer eine Sammlung davon und von ihren Reden veranstalten könnte, der gäbe Schule und Unterweisung für jedermann. Man darf darüber auch nicht weiter befremdet sein, denn sie ist schon von Natur von fähigem schnellen Geist, starker Auffassung und tiefem gründlichem Verstande. Kurz, sie ist eine wahre Königin in allen Stücken und verdiente wohl ein großes Königreich, ja Kaisertum zu regieren. Ich will hierbei folgende Abschweifung mir erlauben, da sie doch zu unserer Sache gehört.

Als ihre Vermählung mit dem König von Navarra zu Blois endlich bestimmt war, gab es viele Schwierigkeiten und zwar von seiten der Königin Johanna, die plötzlich ganz andern Sinnes war als früher einmal, da sie an meine Mutter, ihre dame d'honneur, die damals krank und nicht bei ihr war, geschrieben hatte. Ich habe diesen Brief von ihrer eigenen Hand im Archiv unseres Hauses gesehen, darin sagt sie: „Meine große Freundin! Um Ihnen Freude zu machen und zur Wiederherstellung Ihrer Gesundheit durch die guten Nachrichten, welche

der König, mein Gemahl, mir meldet, beizutragen, schreibe ich Ihnen, daß er so kühn war, von dem König und Madame deren jüngste Tochter für meinen Sohn zu erbitten, und Seine Majestät haben ihm sie versprochen, worüber ich Ihnen meine Freude nicht verbergen kann . . ."
Es ließe sich viel über die ganze Sache reden. Zur Zeit, da diese Sache in Ordnung kam, gab es bei Hof eine Dame, die ich nicht nennen will, und die betrug sich so albern, als sie nur irgend konnte. Abends beim Auskleiden fragte nämlich die Königin Mutter ihre Damen, ob sie ihre Tochter gesehen hätten, und welche Freude sie über das Zustandekommen der Vermählung gezeigt habe. Unsere einfältige Dame nun, die noch nie bei Hofe gewesen war, war am ersten mit der Antwort bei der Hand und sagte: „Wie, gnädigste Frau, muß sie nicht froh sein über eine solche Vermählung, da sie dadurch zu einer Krone kommt und vielleicht gar noch Königin von Frankreich werden kann, wenn diese Krone nämlich dem Manne, dem sie versprochen, zufallen sollte, was mit der Zeit wohl geschehen mag?"
Als die Königin dieses törichte Geschwätz hörte,

gab sie zur Antwort: „Meine liebe Freundin, Ihr seid recht dumm! Ich wollte lieber, daß Ihr einen hunderttausendfachen Tod stürbet, als daß Eure dumme Prophezeihung zur Wahrheit und Wirklichkeit werde; denn ich wünsche dem König und meinen andern Kindern langes Leben und alles Wohlergehen." Darauf sagte eine andere große Dame, die auf einem sehr guten Fuß mit ihr stand und dabei war: „Immerhin, Majestät, wenn, was Gott verhüte, dies Unglück sich wirklich ereignen sollte, wäre es Ihnen nicht lieb, Ihre Tochter als Königin von Frankreich zu sehen, da die Krone ihr doch vermöge der Gerechtsame ihres Gemahls mit vollem Recht zufiele?"

„Wie sehr ich diese Tochter auch liebe, so denke ich doch, wenn dies sich ereignete, würden wir Frankreich von vielem Übel und Unglück und Trübsal zerrüttet sehen. Und ich wollte lieber hundertmal sterben (wie sie es auch wirklich tat), als es in diesem Zustand erblicken! Ich glaube nämlich, man würde dem König von Navarra aus vielen Gründen, die ich nicht sagen mag, nicht so unbedingt gehorchen wollen wie meinen Kindern."

Man sieht, es gab also zwei Prophezeiungen und beide gingen in Erfüllung, eine von einer einfältigen Dame, die andere von einer sehr klugen Fürstin und beide innerhalb weniger Jahre. Eine Weissagung ist jedoch zurzeit zu nichte gemacht durch die Gnade welche Gott Ihm[1] schenkte durch die Stärke seines guten Schwerts und die Kraft seines mutigen Herzens, die Ihn zu einem so großen, siegreichen, gefürchteten und unumschränkten König gemacht haben, wie er es nach so vielen Zwischenfällen und Strapazen gegenwärtig ist. Gott erhalte Ihm durch seine heilige Gnade dieses große Glück, so wie es auch für uns Untertanen nötig ist.

„Wenn nun durch Aufhebung des salischen Gesetzes", setzte die Königin damals noch hinzu, „das Reich vermöge ihrer unbestreitbaren Gerechtsame meiner Tochter zufiele, sowie auch andere Reiche von der Lanze auf die Kunkel[2] fallen, so ist gewiß meine Tochter ebensogut fähig zu regieren oder noch besser als viele

[1] Dem zurzeit herrschenden König. — [2] Die Herrschaft geht auf die weibliche Linie über. Kunkel so viel wie Spinnrocken.

Männer und Könige, von denen ich weiß und die schon regiert haben; und ich glaube auch, daß ihre Herrschaft ruhmvoll ihrem Großvater, sowie dem König, meinem Vater Ehre machen würde, denn sie besitzt einen großen Geist und große Anlagen hierzu."

Bei dieser Gelegenheit sagte sie noch, dieses salische Gesetz sei eine sehr üble Einrichtung, und sie habe den Herrn Kardinal von Lothringen ehemals, als er mit den andern Abgeordneten in der Abtei Cercan den Frieden zwischen den beiden Königen schließen half, sagen hören: als ein Punkt des salischen Gesetzes, die Erbfolge der weiblichen Linie auf den französischen Thron betreffend, berührt wurde, hätte der Kardinal von Granvelle, früher auch von Arras genannt, ihn heftig angefahren und ihm gesagt: es seien wahre Albernheiten und Betrügereien in diesem unseren salischen Gesetz, und er habe ihm den Staar darüber gestochen; bloß alte Träumer und Geschichtenschwatzer hätten es so aufgeschrieben, ohne zu wissen, warum, und es den Leuten so weisgemacht; es sei in Frankreich nie gegeben, nie wirklich Gesetz gewesen, sondern nur eine Art Gewohnheitsrecht,

das bei den Franzosen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und so eingeführt worden sei, und da es zudem gegen alle Billigkeit gehe, könne man es recht gut abschaffen.
So sprach darüber die Königin Mutter. Und geht man der Sache auf den Grund, so war es nach der Meinung der meisten Pharamond, der es aus seinem Lande mitbrachte und einführte; wir sollten es also besser nicht halten, da er ein Heide gewesen war; unter uns rechtgläubigen Christen die Gesetze eines Heiden so streng zu befolgen, heißt Gott gröblich beleidigen. Es ist allerdings wahr, daß der größte Teil unserer Gesetze von heidnischen Kaisern herstammt; aber soweit sie heilig, gerecht und billig sind, was bei vielen ist, mögen wir uns ihnen unterordnen; dieses salische Gesetz von Pharamond aber ist unbillig und widerspricht dem göttlichen Gesetz Gottes; im Alten Testament (fünfundzwanzigstes Kapitel des vierten Buches Mosis) steht nämlich geschrieben: „Die männlichen Kinder sollen zuerst nachfolgen und dann nachher, wenn solche fehlen, die Töchter.“ Dieses heilige Gesetz läßt also die Töchter nach den Söhnen zur Erbfolge zu.

Überdies, nähme man dieses salische Gesetz genau dem Buchstaben nach, so wäre es nicht schlimm; das meinen wenigstens manche große Persönlichkeiten, die ich habe sagen hören: „So lange männliche Erben da sind, erben und regieren die Töchter nicht.“ Folglich sollten sie erben und auf den Thron gelangen können, wenn keine männlichen Erben da sind. Und dann, ist es Rechtens, daß in Spanien, Navarra, England, Schottland, Ungarn, Neapel und Sizilien die Töchter regieren, warum sollte es da nicht ebensogut in Frankreich angehen? Denn was recht ist, ist überall und aller Orten recht, und am Ort liegt es nicht, ob ein Gesetz auch recht und billig ist.

Alle die Lehen, die wir in Frankreich haben, Herzogtümer, Grafschaften, Baronien und andere königliche Herrschaften, die nach ihren Gerechtsamen und Freiheiten gleichsam (und zwar recht wesentlich) von königlicher Art sind, fallen an Weiber und Töchter; so haben wir als Beispiele Bourbon, Vendôme, Montpensier, Nevers, Rhetel, d'Eu, Flandern, Bourgogne, Artois, Zelande, Bretagne, oder Mathilde, welche Herzogin von der Normandie war, und Eleo-

nora, Herzogin von Guyenne, welche den König Heinrich den Zweiten, den König von England, bereicherten; Beatrix, Gräfin von Provence, die diese Provinz ihrem Gemahl, dem König Ludwig, zubrachte; die einzige Tochter Raymonds, die Gräfin von Toulouse, durch die es Alfons, der Bruder Ludwig des Heiligen als Mitgift bekam, und noch ganz kürzlich Anna, die Herzogin der Bretagne, und andere; warum sollte dann das Königreich Frankreich nicht eben so die Töchter Frankreichs auf seinen Thron berufen?

Herrschte die schöne Galathee, als Herkules sich nach Eroberung Spaniens mit ihr vermählte, nicht auch in Gallien? Stammen nicht gerade aus dieser Verbindung unsere braven, tapfern und heldenmütigen Gallier, deren Ruhm ehemals so weit erscholl?

Und warum sollten die Töchter der Herzoge in diesem Reich fähiger sein, ein Herzogtum oder eine Grafschaft gerecht zu beherrschen, was nahe an königliches Tun und Ansehen grenzt, als die Töchter der Könige zur Regierung des Königreichs? Und warum sollten französische Prinzessinnen nicht ebensogut imstande sein

zu befehlen und zu herrschen, wie die Töchter in andern, so in den schon genannten Königreichen und großen Herrschaften?

Wie albern dieses salische Gesetz ist, beweist zudem, daß die Menge von Chronikenschreibern, Schriftstellern und Schwätzern, die darüber geschrieben haben, nicht einmal über die Abstammung des Wortes unter sich einig werden können. Einige, wie Postel, halten dafür, daß es Namen und Ursprung von den Galliern habe und „salisch" statt „gallisch" genannt worden sei, wegen der großen Ähnlichkeit der Buchstaben G und S in der alten Schreibart; allein er ist ein wirrer Kopf in solcher Behauptung wie auch in vielen andern Stücken, was mir eine hohe Person versichert hat. Jean Ceval, Bischof von Avranches, ein großer Altertumsforscher des französischen Galliens, wollte es von dem Wort Salle herleiten, weil dies Gesetz bloß für königliche Säle und Paläste gegeben sei. Claudius Seisel war so ungeschickt zu meinen, es komme von dem lateinischen Wort Sal her, als ein Gesetz „voll Salzes", das heißt, voll Weisheit, das Salz sei als Metapher zu nehmen. Einem Doktor der Rechte, namens Fer-

rarius Montanus, beliebte es, die Behauptung aufzustellen, Pharamond habe ehedem Saliq geheißen. Andere wieder leiten es von Salogast ab, einem der vornehmsten Räte Pharamonds. Andere, die tiefer dringen möchten, sagen, der Name des Gesetzes komme daher, daß so viele Artikel darin mit den Wörtern anfangen „si aliquis“, „si aliqua.“ Noch andere leiten es von den salischen Franken ab, wie im Marcellin zu lesen ist. Kurz, es gibt da genug Rebusse und verwirrte Meinungen, man darf sich also nicht wundern, daß der Herr Bischof von Arras dem Herrn Kardinal von Lothringen darüber zu Leibe ging. Wie ja überhaupt die Leute seiner Nation in ihren Späßen und Bänkeln Philipp von Valois den gefundnen König nannten in der Meinung, dieses Gesetz sei eine ganz neue Erfindung und er selbst kraft eines neuen, zuvor in Frankreich noch nie anerkannten Rechts König geworden. Hierbei beruft man sich darauf, daß König Karl V., als die Grafschaft Flandern an die weibliche Linie gekommen war, weder wirklich noch auch der Form nach einen Anspruch darauf erhob, sondern im Gegenteil seinem Bruder Philipp Burgund als Apanage

gab, um die Heirat mit der Gräfin von Flandern zu ermöglichen, die er für sich nicht behalten wollte, weil sie ihm nicht schön genug war, wenn sie auch reicher war als die von Bourbon. Dies ist freilich ein starker Beweis dafür, daß dieser Artikel des salischen Gesetzes nicht immer im ganzen wie im einzelnen befolgt worden ist, und darum darf man nicht zweifeln, daß die Töchter, wenn sie zur Krone gelangten, besonders wenn sie schön, wacker und tugendhaft sind wie die, von der ich spreche, das Herz ihrer Untertanen durch ihre Schönheit und ihre Reize weit stärker an sich fesseln würden, als alle Stärke der Männer dies könnte.

Der Herr du Tillet schreibt, daß die Königin Clotilde die christliche Religion in Frankreich eingeführt hat, und von dieser Zeit an ist keine zu finden, die vom rechten Glauben abgefallen wäre, was den Königinnen sehr zur Ehre gereicht; den Königen seit Chlodwig kann nicht das Gleiche nachgerühmt werden; denn Chilperich I. war von der arianischen Ketzerei angesteckt, und es gelang, wie Gregorius von Tours meldet, nur zwei Prälaten der gallicanischen Kirche ihn davon loszureißen. Und dann, wurde

denn Katharina, die Tochter Karls VI., nicht von ihrem Vater und dessen Staatsrat als Königin von Frankreich eingeholt?
Du Tillet sagt noch dazu, die Prinzessinnen des königlichen Hauses seien so sehr verehrt worden, daß man ihnen, trotzdem sie mit Fürsten vermählt gewesen seien, deren Rang geringer gewesen sei als der königliche, dennoch erlaubt habe, den königlichen Titel zu führen und sie ihren eigenen Namen hinzufügend, „Königinnen" genannt habe. Eine Ehre, die ihnen Zeit ihres Lebens blieb zum Zeichen, daß sie Töchter des Königs von Frankreich seien. Diese alte Gewohnheit gab stillschweigend zu erkennen, daß die königlichen Töchter so gut Königinnen sein könnten wie die Söhne Könige. Man findet auch die Anmerkung, daß zur Zeit Ludwigs des Heiligen, als ein Pair-Gericht gehalten wurde, die Gräfin von Flandern unter den Anwesenden genannt wird und ihren Platz unter den Pairs einnahm.
Man höre weiterhin, was Herr du Tillet von dem salischen Gesetz sagt: es sei bloß für die Untertanen geschrieben worden, wenn keine Söhne da wären, so erbten die Töchter das alte Gut.

Sollte also nach dem Recht die Krone vergeben werden, so müßten die königlichen Prinzessinnen, wenn keine Prinzen da sind, sie bekommen; trotzdem sind sie durch die Sitte und ein Sondergesetz des französischen königlichen Hauses immer davon ausgeschlossen, und das hat seinen wahren Grund im Stolz der Franzosen, die es nicht leiden wollen, von Weibern beherrscht zu werden. Anderswo sagt er: man müsse sich sehr wundern über die Unkenntnis, die es fertig bringe, solche Gewohnheit so lang dem salischen Gesetz zuzuschreiben, während es in Wahrheit dagegen ist. Als König Karl V. über die Vermählung seiner Tochter Marie mit Wilhelm, Grafen von Hennegau, im Jahre 1374 unterhandelte, ließ er sich ausdrücklich von diesem Grafen einen Verzicht auf Krone und Dauphiné geben; dies ist übrigens ein wesentlicher Punkt, von dem viele Streitigkeiten ihren Ausgang genommen haben.

Sicher ist das eine: Wenn die Weiber so gut die Waffen führen könnten wie die Männer, so würden sie wohl die ihnen günstige Auffassung durchsetzen. Aber zum Ersatz haben sie ihre Schönheit, die man nur nicht so anerkennt,

wie man sollte. Denn es ist doch bei Gott besser, von schönen, artigen und trefflichen Damen kommandiert zu werden, als von mürrischen, eitlen, häßlichen und eklen Männern, wie es deren ehemals in unserem Frankreich wohl gegeben hat.

Ich möchte gern wissen, ob unser Vaterland sich unter unendlich vielen albernen, hochmütigen, tyrannischen, einfältigen, nichtswürdigen, unwissenden und närrischen Königen, die regiert haben, besser befunden hat? Wobei ich jedoch beileibe unsere tapferen Könige, wie die Pharamond, Chlodio, Chlodwig, Pipin, Martell, Karl, Ludwig, Philipp, Johann, Franz und Heinrich nicht meine, denn diese waren heldenhaft und großherzig, und das Volk, das unter ihnen lebte, war glücklich, sie aber erzeugten eine Menge Prinzessinnen, die vortrefflich, einsichtsvoll und würdig zu regieren waren. Ich berufe mich hierbei darauf, wie gut es allen unter der Regentschaft der königlichen Mütter ergangen ist.

Wie ausgezeichnet verwaltete Fredegunde die Geschäfte des Reiches während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, des Königs Chlotar! So

weise und geschickt tat sie es, daß er Monarch von Gallien und einem großen Teil von Deutschland wurde!
Ein Gleiches tat Mathilde, die Gemahlin Dagoberts, für ihren Sohn, den König Clodwig II.; und lange hernach Blanche, die Mutter Ludwigs des Heiligen. Sie schaltete so weise, daß gleichwie ehemals die römischen Kaiser sich zum Andenken der glücklichen Zeiten Roms unter dem großen Kaiser Augustus, Augustus nennen ließen, ebenso alle Königinnen-Mütter nach dem Hinscheiden ihrer königlichen Gemahle reines blanches heißen wollten, zum ehrenvollen Gedächtnis der Regierung dieser Fürstin. Der von mir erwähnte Herr von Tillet ist allerdings hierin anderer Meinung, ich habe aber dies von einem großen Senator mir so sagen lassen.
Um noch etwas weiter zu gehen: Isabella von Bayern erhielt die Regentschaft für ihren Gemahl Karl VI. auf Anraten und Gutheißen des Staatsrates, als der König geisteskrank wurde; ebenso Madame von Bourbon während der Minderjährigkeit ihres kleinen Bruders, des Königs Karl VIII.; Madame Louise von Savoyen für

König Franz I. und die Königin Mutter für ihren Sohn, den König Karl IX.
Wenn nun fremde Damen wie diese, (Madame von Bourbon ausgenommen, die aus dem französischen Hause war), so fähig waren, Frankreich gut zu regieren, warum sollten es unsere eigenen nicht ebenso sein und nicht ebenso mit gleichem Eifer und gleicher Hingabe herrschen, da sie es doch in ihrem Vaterland täten, wo sie die erste Milch gesogen haben und wo alles sie näher angeht?
Ich möchte wohl wissen, worin unsere letzten drei Könige unsere letzten drei königlichen Prinzessinnen, Elisabeth, Claudia und Margaretha so sehr übertroffen haben, daß sie, wenn sie zur Regierung gekommen wären, nicht eben so gut hätten auf dem Thron sitzen können wie ihre Brüder, wobei ich übrigens deren Geschick und Herrschertugenden nicht in Zweifel ziehen will, da beides bei ihnen allerdings in hervorragender Art da war.
Ich habe verschiedene große und einsichtsvolle und weitsehende Personen versichern hören, daß das Ungeschick, das wir zu erdulden hatten, zu erdulden haben und noch erdulden werden,

uns in diesem Falle vielleicht nicht betroffen hätte, und sie gaben auch gute Gründe dafür an, deren Erörterung mich aber hier zu weit führen würde.

Allein siehe da, trotz dem allem sagt der dumme gemeine große Haufe: Man muß das salische Gesetz befolgen. Elender Einfaltspinsel, weiß Er denn nicht, daß die alten Deutschen, von deren Samen wir stammen, die Übung hatten, die Weiber zu Staatsgeschäften zuzuziehen ebenso wie die Männer, was wir aus Tacitus lernen können. Da sie damals die Weiber würdig befanden, auf die Regierung Einfluß zu nehmen und zu herrschen, so erhellt zur Genüge daraus, daß dieses salische Gesetz erst später verfälscht worden sein muß. Es ist eben auch nichts als ein Gewohnheitsrecht, und da die armen Mädchen zu schwach waren, ihr Recht mit der Degenspitze zu erweisen und zu behaupten, wie dies einstens Sitte war, so wurden sie von den Männern eben ausgeschlossen und verdrängt. Ach, daß unsere braven und tapferen Paladins nicht mehr am Leben sind, ein Roland, ein Renaud, ein Ogier, ein Olivier, ein Deudon, ein Graffon, ein Yvon

und noch so und so viele andere tapfere Ritter, die sichs zum Beruf und zum Ruhme machten, den Damen in ihrem Mißgeschick und ihren Drangsalen an Ehre, Gut und Blut beizuspringen; ach daß diese noch lebten, um die Gerechtsame unserer Königin Margaretha zu verfechten; ihr Schicksal ist es ja, nicht einen Zoll breit Land von dem Reich zu besitzen, von dem sie so edel abstammt und das vielleicht nach göttlichem und menschlichem Recht ihr sogar gebührt, ja nicht einmal ihre Grafschaft Auvergne, die ihr als der einzig noch überlebenden Erbin ihrer königlichen Mutter zukommt, darf sie genießen, einsam muß sie im Schlosse Usson in den Einöden, Felsen und Gebirgen von Auvergne leben; das aber ist ein Aufenthalt, der doch zu sehr gegen eine große Stadt wie Paris absticht, wo sie jetzt thronen und zu Gericht sitzen sollte, nach dem ihr selbst angeborenen Recht sowohl, als auf Grund berechtigter Ansprüche des Königs, ihres Gemahls. Das Unglück ist aber, daß man weder das eine noch das andere anerkennen will. Wären beide Gatten recht einig zusammen, in Leib und Seele wie in Freundschaft, so wie sie es ehedem waren,

dann ginge vielleicht alles besser für alle, und sie würden gefürchtet, geehrt und als das anerkannt werden, was sie sind! (Gott hat es, seit ich dies schrieb, gefügt, daß sie sich wieder mit einander versöhnt haben, was ein sehr großes Glück ist).

Ich hörte einmal den Herrn von Pibrac sagen, die Verbindung mit dem Hause Navarra bringe überhaupt das Unglück, daß eheliche Uneinigkeiten erstehen, wie ehemals zwischen Ludwig, dem Zänker, König von Frankreich und Navarra und seiner Gemahlin Margaretha von Burgund, Tochter des Herzogs Robert III. Oder zwischen Philipp dem Langen, König von Frankreich und Navarra und Johanna, Tochter des Herzogs Othelin von Burgund, die unschuldig war und ihre Unschuld auch vor aller Augen bewies.

Ebenso ging es mit Karl dem Schönen, König von Frankreich und Navarra, und Blanca, seiner ersten Gemahlin, ebenfalls einer Tochter des Grafen Othelin von Burgund. Und in allerletzter Zeit mit dem König Heinrich von Albret und Margaretha von Valois, der, wie ich aus guter Quelle weiß, sie sehr übel behandelte und

es noch schlimmer gemacht haben würde, wenn ihr Bruder, König Franz nicht gewesen wäre, der ihm darüber ordentlich seine Meinung sagte und ihn heftig bedrohte, wenn er seine Schwester nicht besser in Ehren hielte und nicht mehr Rücksicht auf ihren erhabenen Rang nähme.

Der letztverstorbene König, Anton von Navarra, lebte ebenfalls in sehr schlechter Ehe mit seiner Gemahlin, der Königin Johanna.

Ebenso ist nun auch unsere Königin Margaretha ein wenig veruneinigt mit ihrem Gemahl und lebt nicht mit ihm; Gott wird sie aber trotz dieser jammervollen Zeit einst wieder vereinigen und zusammenführen!

Ich habe eine Fürstin versichern hören, daß sie ihm bei dem Massaker in der St. Bartholomäusnacht das Leben gerettet hat, denn er war ohne Zweifel mit unter den Geächteten und stand auf der Blutliste, dem „roten Papier“, wie man zu sagen pflegt. Man meinte nämlich, man müsse die Wurzeln ausrotten, wie den König von Navarra, den Prinzen von Condé, den Admiral und andere Großen. Die Königin von Navarra warf sich aber vor ihrem Bruder, dem

König Karl, auf die Knie und bat um das Leben ihres Herrn und Gemahls. Und wenn sie auch seine Schwester, die er liebte, war, so hielt es doch schwer, bis ihr der König gewährte. Ob dies ganz so gewesen ist, muß ich indessen dahin gestellt sein lassen, denn ich weiß es nur vom Hörensagen.

Dies Blutbad ging ihr überhaupt sehr zu Herzen; sie rettete dabei jedoch mehreren das Leben, unter andern sogar auch einem gascognischen Kavalier, (ich denke, er hieß Lerac), der verwundet, wie er war, sich unter das Bett warf, worin sie lag, und von dem sie die Mörder, die ihn bis dahin verfolgten, verjagte; denn sie war nie grausam, sondern voll Güte, wie alle französischen Königstöchter.

Der Zwist zwischen ihr und ihrem Gemahl soll seinen Grund mehr in der Religionsverschiedenheit als in irgend etwas anderem haben; denn jeder Teil liebt und behauptet die seine. Als nun die Königin nach Pau, der Hauptstadt in Bearn, gereist war und Messe daselbst lesen ließ, gab es dort einen Sekretär des Königs, ihres Gemahls, namens Le Pin, der ehemals bei dem Herrn Admiral in Diensten gewesen war,

und der ärgerte sich über dies Messelesen so, daß er deswegen einige Leute aus der Stadt, die ihr beigewohnt hatten, einsperren ließ.
Darüber war die Königin sehr ungehalten. Und als sie ihn deswegen zur Rede stellte, antwortete er ihr von oben herab in unanständigem Ton, wie er ihm gar nicht zukam, sogar in Gegenwart des Königs, der es ihm heftig verwies und ihn aus seinem Dienst jagte. Denn als ein edler und vornehmer Herr weiß er wohl zu lieben und zu achten was er soll, wie seine schönen und edlen Handlungen jederzeit erwiesen haben.
Dieser du Pin aber berief sich auf das Edikt, das dorten gilt und Messelesen und Messehören bei Lebensstrafe verbietet. Da die Königin sich, der Himmel weiß wie, dadurch verletzt fühlte, schwur sie hoch und teuer, nie wieder einen Fuß in dies Land setzen zu wollen, verlangte freie Religionsübung, reiste ab und hielt von der Zeit an diesen Schwur getreu.
Ich habe mir sagen lassen, daß nichts ihr so sehr je zu Herzen ging als diese Unbill, daß man ihr die freie Übung ihrer Religion rauben wollte; um dies ganz nach Herzenslust tun zu

können, bat sie ihre gute Mutter, die Königin, zu ihr zu kommen und eilte alsdann mit ihr nach Frankreich zu ihrem Bruder, dem König, den sie hoch ehrte und sehr liebte.
Als sie an dessen Hof kam, wurde sie jedoch nicht so von ihm empfangen und aufgenommen als er wohl gesollt hätte. Sie fand, daß eine große Veränderung in seinem Wesen zu ihr seit ihrer Abreise vorgegangen war und daß manche Personen, von denen sie es nie gedacht und geglaubt hätte, unterdessen zu hohen Stellungen und Rang gekommen waren; dies verdroß sie nun gar gewaltig und sie brachte es nicht übers Herz jetzt, um deren Gunst zu betteln und ihnen zu hofieren wie andere, die aber nicht so hoch standen wie sie, es wohl taten; sie verachtete sogar solche Menschen und solches Tun tief, wie ich selbst mit angesehen habe. So groß war ihr Mut. Ach nur allzu groß war er und war Ursache all ihres späteren Unglücks! Denn hätte sie sich nur ein wenig Gewalt antun wollen und nachgeben, so hätte sie nicht so viel Mißgeschick betroffen.
Ich muß bei dieser Gelegenheit folgendes erzählen. Als ihr Bruder, der König, nach Polen

reiste und später, als er dort war, erfuhr sie, daß der Herr von Gua, der beim König, ihrem Bruder in ganz besonderer Gunst stand, recht üble Reden über sie geführt hatte, die gar wohl zwischen dem Bruder und der Schwester Feindschaft oder Bitterkeit stiften konnten. Einige Zeit darauf kam gedachter Herr von Gua aus Polen zurück an den Hof und ging, da er Briefe von dem König an seine Schwester hatte, selbst hin, um sie ihr auf ihr Zimmer zu bringen und ihr die Hände zu küssen. Das habe ich selbst mitangesehen.

Als sie ihn eintreten sah, geriet sie in heftigen Zorn; und als er sich ihr näherte, um ihr seinen Brief zu übergeben, da sagte sie mit zornrotem Gesicht zu ihm: „Es ist Ihr Glück, de Gua, daß Sie mit diesem Brief von meinem Bruder vor mir erscheinen, der Ihnen als Schutz dient, denn ihn liebe ich so sehr, daß alles, was von ihm kommt, bei mir frei und sicher ist. Sonst wollte ich Sie lehren, von einer Fürstin, wie ich es bin, einer Schwester Ihrer Könige, Ihrer Herren und Souverains solche Reden zu führen."

Der Herr von Gua antwortete ihr sehr demütig:

„Ich würde es auch nie gewagt haben, gnädigste Frau, Ihnen je unter die Augen zu treten, da ich weiß, daß Sie mir ungnädig sind, wenn ich nicht gewissermaßen einen Schutzbrief von dem Könige, meinem Herrn, hätte, der Sie liebt und den auch Sie sehr lieben; ich gebe mich darum der gewissen Hoffnung hin, daß Sie, gnädigste Frau, aus Liebe zu ihm, und da Sie ohnehin gnädig und großmütig sind, mich anhören werden."

Er brachte hierauf seine Entschuldigungen vor, führte seine Verteidigungsgründe an, wie er denn überhaupt sehr gut zu sprechen wußte. Dabei leugnete er rundweg, daß er von der Schwester seiner Könige je anders als mit der äußersten Ehrerbietung gesprochen habe. Sie aber schickte ihn fort, heftig beteurend, daß er stets eine bittere Feindin an ihr haben werde, und dies Versprechen hielt sie ihm auch bis an seinen Tod.

Nach einiger Zeit schrieb der König an Frau von Dampierre und bat sich von ihr als größten Liebesdienst aus, daß sie die Königin bewege, dem Herrn von Gua um seinetwillen zu vergeben und ihn wieder zu Gnaden anzunehmen.

Die Frau von Dampierre unterzog sich diesem Geschäft nur höchst ungern, da sie das Naturell der Königin sehr gut kannte. Weil indessen der König sie liebte und großes Vertrauen in sie setzte, so wollte sie auf gut Glück wenigstens einen Versuch wagen. In dieser Absicht kam sie denn eines Tages zu der Königin auf ihr Zimmer, und da sie sie bei ziemlich guter Laune antraf, brachte sie ihr Anliegen aufs Tapet. Sie stellte ihr vor, sie solle, um die Gewogenheit, Gunst und Freundschaft ihres königlichen Bruders, welcher bereits König von Frankreich war, zu bewahren, dem Herrn von Gua verzeihen, ihm alles Vergangene erlassen und ihn wieder zu Gnaden annehmen; der König liebe ihn sehr und sei ihm mehr gewogen, als irgend einem seiner andern Diener, und so könnte sie denn, wenn sie ihm ihre Freundschaft schenke, viel angenehme Dienste und Gefälligkeiten von ihm erhalten, da er das Herz des Königs, seines Herrn, so sicher in der Hand habe und lenke; es sei doch besser, daß sie ihn auf ihre Seite bringe und sich seiner bediene, als daß sie ihn zur Verzweiflung treibe und ihn gegen sie erbittere, was ihr dann sehr schaden könnte; sie hätte zu ihrer Zeit unter

der Regierung des Königs Franz I. die Prinzessinnen Magdalena und Margaretha, von denen die erste nachher Königin von Schottland, die andere Herzogin von Savoyen wurde, beide ihre Tanten, gesehen, wie sie, so hohen und stolzen Herzens sie auch waren, sich dennoch so weit herabließen, dem Herrn von Sourdis geradezu den Hof zu machen, der doch weiter nichts als Garderobemeister des Königs ihres Vaters war und seine Gunst zu suchen, bloß um durch seine Vermittlung die Gnade und Gewogenheit ihres königlichen Vaters zu erlangen; nach dem Beispiel dieser ihrer Tanten sollte sie es eben so mit dem Herrn von Gua machen.
Nachdem die Königin ihr aufmerksam zugehört hatte, antwortete sie der Frau von Dampierre ziemlich frostig, jedoch, wie das ihre Art, ein wenig lächelnd: „Frau von Dampierre, was Sie mir da sagen, möchte allenfalls wohl für Sie gut sein, die Sie Gunst, Gefälligkeiten und Wohltaten bedürfen; und wäre ich Sie, so würden solche Reden, wie Sie mir da sagen, sehr gut angebracht und passend sein, und ich würde sie gern annehmen und befolgen; allein bei mir, einer Königstochter und Schwester fanzösischer

Monarchen und der Gemahlin eines Königs ist das anders. Mit solchen erhabenen und schönen Eigenschaften, kann ich nicht in Ehren um Gunst, Gnade und Wohltaten des Königs, meines Bruders, betteln; ich denke, er ist so gut gesinnt und kennt seine Pflicht so genau, daß er sie mir auch ohne die Gewogenheit de Guas nie versagen wird, sonst würde er seine Ehre und königliche Würde arg beflecken. Sollte er aber auch so sehr entartet sein, daß er sich so weit vergessen könnte, mich anders zu halten als ihm zukommt, so will ich aus Stolz und Ehrgefühl lieber seine Gewogenheit darüber, daß ich de Gua und dessen Gunst nicht suchen wollte, entbehren, als daß man mir vorwerfe oder von mir argwöhnen könnte, sie durch dieses Mittel und seine Verwendung erlangt zu haben. Mir scheint, um sie zu verdienen, hinlänglich, daß ich das bin, was ich bin; und wenn er sich wert fühlt, König zu heißen und von mir und seinem Volk geliebt zu werden, so fühle ich mich, als seine Schwester, wert Königin zu sein und nicht nur von ihm, sondern von aller Welt geliebt zu werden. Und wenn schließlich meine Tanten, wie Sie mir sagen,

sich so tief erniedrigten, so – konnten sie's tun, wenn sie's wollten und so gelaunt waren; ihr Beispiel kann jedoch kein Gesetz für mich sein, noch mich zur Nachahmung bringen, ich will mich nach keinem andern als meinem eigenen Modell formen."

Dann sagte sie nichts weiter, und Frau von Dampierre mußte gehen; immerhin trug ihr die Königin es nicht weiter nach, denn sie liebte sie sehr.

Ein andermal, als der Herzog von Espernon nach dem Tode Monsieurs nach der Gascogne ging – eine Reise, für die es, wie man sagte, allerlei Gründe gab, – besuchte er den König von Navarra zu Pamyers, und beide erwiesen einander große Höflichkeiten und Liebkosungen. Ich gebrauche diese Worte, denn damals war der Herr von Espernon halb König von Frankreich wegen der ausschweifenden Gunst, die ihm der König, sein Herr, erwies. Nachdem die also sehr zärtlich mit einander gewesen waren und Feste gefeiert hatten, bat ihn der König von Navarra, ihn auf dem Rückweg von Toulouse zu besuchen, was er ihm auch versprach. Der König von Navarra machte sich hierauf

auf den Weg, um alles zu einer guten Bewirtung für ihn vorzubereiten. Aber die Königin, die damals dort war und aus vielen ernsten Gründen den Herzog von Espernon bis auf den Tod haßte, sagte zu dem König ihrem Gemahl: Sie wolle unterdessen wegreisen, um das Vergnügen nicht zu stören noch zu hindern, da sie schlechterdings den Anblick des Herrn von Espernon nicht ertragen könne, ohne daß ihr giftiger Zorn sich Luft schaffe und zum Ausbruch käme, was dem König, ihrem Gemahl, Ungelegenheiten und Verdrießlichkeiten verursachen könnte. Und da sie darauf beharrte, wegzureisen, bat es sich der König als die größte Gefälligkeit von ihr aus, zu bleiben, gedachten Herrn von Espernon empfangen zu helfen und ihm zu lieb allen ihren Groll gegen ihn beiseite zu setzen, da sehr viel für sie beide und für ihre Hoheit davon abhinge.

„Nun gut, mein Gemahl," sagte die Königin zu ihm, „da Sie geruhen, mirs zu befehlen, so will ich bleiben und ihn gut empfangen, aus schuldigem Respekt und Gehorsam gegen Sie." Und dann sagte sie zu einigen von ihren Damen: „Aber ich stehe Euch dafür, daß ich bei seiner

Ankunft und die ganze Zeit seines Aufenthalts über ein Kleid anziehen werde, das ich sonst nie wieder anziehe: Heuchelei und Verstellung. Denn ich will mein Gesicht so gut verlarven, daß er nichts als alles Liebe und Gute und Sanfte darin lesen soll; gleichen Zwang werde ich auch meinem Mund auferlegen und also äußerlich so scheinen, daß man auch mein Inneres für gut halten soll, dafür kann ich aber nicht gut sagen, das steht auch keineswegs in meiner Gewalt; mein Herz gehorcht nur sich, so voll Freimütigkeit ist es, es vermag nicht das Gift irgend einer Heuchelei zu verbergen, noch sich im mindesten zu erniedrigen, nur Gott und der Himmel könnte es erweichen und zärtlich machen, wenn er es umschüfe oder umschmelzte."

Um also den König, ihren Gemahl, – den sie, so wie er seinerseits ebenfalls wieder sie, gar sehr ehrte, – zufrieden zu stellen, verstellte sie sich so sehr, daß sie den Herzog von Espernon bei seinem Besuch auf ihrem Zimmer eben so empfing, wie der König sie gebeten und sie es ihm versprochen hatte, so gut, daß alle im ganzen Zimmer, das voll von einer Menge Menschen war, die sich drängten um diese Zusam-

menkunft zu sehen, ganz erstaunt darüber waren, sowie auch der König und der Herr von Espernon ihrerseits sehr zufrieden; allein die hellsehendsten, und die das Naturell der Königin kannten, vermuteten wohl, daß etwas dahinter stecke; auch sagte sie selbst, sie habe bei dieser Komödie ungern eine Rolle übernehmen müssen. Ich habe dies alles aus sehr guter Quelle.

Dies sind zwei Anekdoten, die gut zeigen, wie hoch der Mut dieser Königin ging, ich habe auch die Königin, ihre Mutter, selbst darüber sagen hören, sie gleiche hierin sehr dem König, ihrem Vater, so wie denn überhaupt keins ihrer Kinder ihm mehr gleiche als sie, sowohl an Manieren, Launen, Bildung und Gesichtszügen, als an Herz und Großmut; ebenso habe sie den König Heinrich unter der Regierung seines Vaters, des Königs Franz, gesehen, wie er nicht um sein ganzes Reich dem Kardinal von Tournon oder dem Admiral von Annebaut, den „Favoris" des Königs, hofiert noch geschmeichelt haben würde. Ja, er würde oft von Kaiser Karl Frieden oder Waffenstillstand erhalten haben, wenn er darum hätte bitten wollen, allein sein Sinn

vermochte nicht, sich unter dergleichen zu beugen.

So war der Vater und so geriet auch die Tochter. Aber ihr hat dies alles sehr zum Nachteil gereicht. Ich erinnere hiebei an eine schwere Menge Widerwärtigkeiten und Unanständigkeiten, die ihr deswegen am Hof widerfuhren, und die ich nicht anführen mag, denn sie sind zu ekelhaft. Es ging ja so weit, daß sie wahrhaftig mit großem Schimpf fortgeschickt wurde, wiewohl sie dessen, was man ihr zur Last legte, nicht schuldig war, wie sich erwies und mir wohl bekannt ist. Und als der König, ihr Gemahl, sich davon überzeugt hatte, verlangte er dann auch von dem König Genugtuung dafür, worüber wieder zwischen den beiden Brüdern beinahe heimlicher Haß und Groll entstand.

Der Krieg der Ligue brach hierauf aus, und da die Königin von Navarra sich von gewissen Leuten nichts Gutes versah, weil sie sehr eifrig katholisch war, so begab sie sich nach Agen, das ihr, nebst der zugehörigen Landschaft, von ihren königlichen Brüdern als Apanage und Geschenk auf Lebenszeit gegeben worden war.

Weil es nun um die katholische Religion ging, und alles darauf ankam, diese zu behaupten und die andere auszurotten, so wollte sie ihrerseits auch alles hierzu tun, was in ihren Kräften stand und gegen die reformierte Religion nach Möglichkeit Krieg führen. Hierin wurde sie aber von der Frau von Duras, die sie ganz beherrschte und unter ihrem Namen große Bedrückungen und Erpressungen ausübte, sehr übel bedient.

Das Volk in der Stadt wurde darüber erbittert, und sann unter der Hand auf Mittel, sich zu befreien, sowohl ihre Frau als ihre Besatzung zu verjagen. Der Marschall von Matignon bediente sich dieser Unzufriedenheit, um einen Überfall auf die Stadt zu machen und auszuführen, was ihm der König, als ihm der Plan dazu vorgelegt wurde, mit großer Herzensfreude befahl, um seiner Schwester, die er nicht liebte, mehr und mehr Mißvergnügen zu verursachen.

Die Unternehmung, welche beim erstenmal fehlgeschlagen war, wurde aufs zweitemal durch den gedachten Herrn Marschall und die Inwohner so geschickt ausgeführt, daß die Stadt mit

solcher Schnelligkeit und solchem Alarm genommen und besetzt wurde, daß unserer unglücklichen Königin nichts übrig blieb, als sich hinter einem Kavalier aufs Pferd zu setzen (wie die Frau von Durat hinter einen andern) und mit solcher Hast zu fliehen, daß sie am ersten Tag in einem Ritt zwölf starke Meilen machten und am andern Tag wieder eben so viel, bis sie endlich die stärkste Festung Frankreichs, Carlat, erreichten. Als sie hier in Sicherheit zu sein glaubte, wurde auch dieser Platz durch die geheimen Schliche des Königs, ihres Bruders, der ein so feiner und schlauer König war als je einer, von den Bewohnern des Landes und des Orts verkauft. Und sie, die Argwohn geschöpft und den Platz verlassen hatte, fiel auf ihrer Flucht dem Marquis von Canillac, Gouverneur der Auvergne, in die Hände, der sie gefangen nahm und auf das Schloß Usson brachte, das ebenfalls ein sehr fester, ja unbezwingbarer Platz ist, den der feine und schlaue Fuchs, König Ludwig XI. zum Teil so angelegt hatte, um seine Gefangenen dort zu verwahren, weil er sie da hundertmal sicherer hielt, als zu Loches, im Bois de Vincennes oder in Lusignan.

So saß also diese arme Fürstin hier gefangen, und wurde nicht wie eine königliche französische Prinzessin und nicht wie es einer so großen Fürstin zukäme, behandelt! Allein wenn ihr Leib auch gefangen war, so war es doch ihre tapfere Seele nicht, der Mut verließ sie nicht, was ihr sehr gut zu statten kam, daß sie sich von der Betrübnis nicht ganz niederdrücken ließ.

Wie viel Gewalt aber hat ein starkes Herz, unterstützt von großer Schönheit! So wurde der, dessen Gefangene sie war, nach kurzer Frist selbst ihr Gefangener, wie tapfer und stark er auch war. Armer Mann, was dachte er nur? Bildete er sich ein, die in seinem Gefängnis eingesperrt und unfrei halten zu können, die mit ihren Augen und ihrem schönen Gesicht die ganze Welt wie einen Galeerensklaven in Fesseln schlagen kann?

So wurde denn auch dieser Marquis von ihrer Schönheit entzückt und gefesselt; allein sie, die nicht an süße Freuden der Liebe dachte, sondern ihre Ehre und Freiheit wieder zu gewinnen strebte, spielte ihr Spiel mit solcher Schlauheit, daß sie die Stärkere wurde, sich des Platzes

bemächtigte und den Marquis von dort verjagte, der sehr erstaunt war, sich so überrumpelt und überlistet zu sehen. Sie hat den Platz nun schon seit sechs bis sieben Jahren inne, wenn auch nicht sonderlich zufrieden und vergnügt, da sie sich der Grafschaft Auvergne beraubt sehen mußte, die ihr der Großprior von Frankreich vorenthielt; den hatte nämlich der König von der Königin Mutter in ihrem Testament zum Erben einsetzen lassen, wie sehr es sie auch verdroß, daß sie ihrer guten Tochter nicht wenigstens etwas von ihrem Eigentum hinterlassen konnte. So weit also ging der Haß, den der König, ihr Bruder, auf sie geworfen hatte.

Ach, wie anders war es nun als ehemals, wo ich sah, daß sie einander inbrünstig liebten und nur ein Leib, eine Seele und ein Wille waren. Ach wie schön sah sichs ehemals an, wenn sie miteinander sprachen, denn mochte es über einen ernsthaften oder scherzhaften Gegenstand sein, – man konnte nichts Schöneres sehen noch hören, so gut hatten sie die Sprache in ihrer Gewalt. Ja, es sind nicht mehr die Zeiten, wo man sie noch mit einander im großen Tanzsaal mit Lust und in himmlischer Harmonie tanzen

sah! Der König führte sie gewöhnlich zum großen Ball. Zeigte eines von beiden schöne Majestät beim Tanze, so ließ das andere sie nicht missen. Ich sah sie oft genug zusammen die spanische Pavanne tanzen, einen Tanz, bei dem Grazie und Majestät sich liebenswürdig miteinander paaren. Alle Augen im Saal konnten sich dabei nicht satt sehen, noch des Entzückens bei diesem angenehmen Anblick ein Ende finden; denn die Passagen wurden so gut ausgeführt, die Tritte so kunstvoll abgemessen und die Cadenzen so richtig eingehalten, daß man nicht wußte, was man mehr bewundern sollte, das kunstreiche Tanzen oder die majestätische Ruhe, wenn sie stehen blieben, worin bald eine angenehme Munterkeit, bald ein schöner und ernster Stolz zum Ausdruck kamen. Denn wer sie diesen Tanz tanzen sah, mußte allemal gestehen, daß er ihn noch nie habe so schön tanzen sehen als von diesen königlichen Geschwistern, nie so voll Grazie, nie so voll Majestät. Was mich betrifft, so bin ich ebenfalls ganz dieser Meinung, trotzdem ich ihn auch noch von den Königinnen von Spanien und Schottland sehr gut habe tanzen sehen.

Ebenso sah ich sie den italienischen Tanz Pazzemeno sehr schön tanzen, worin sie bald mit ernster Haltung und Miene und mit feierlichem Schritt marschierten, bald nur dahin schleiften, bald so schöne, artige und ausdrucksvolle Passagen machten, daß weder ein Prinz noch irgend ein anderer es ihnen beiden darin gleich zu tun vermochte, so wie auch keine andere Dame, denn man mußte dazu eine recht majestätische Art haben. Unsere Königin fand aber auch großes Vergnügen daran, dergleichen ernste Tänze zu tanzen, weil sie in ihnen ihre schöne Grazie, ihren herrlichen Anstand und ihre ausdrucksvolle Majestät ungleich vorteilhafter ins Licht setzen konnte, als in anderen Tänzen, wie z. B. in den Branslen, Volten und Couranten. Wenn sie diese auch gleichfalls sehr gut tanzte, mochte sie sie dennoch nicht sehr, weil sie eben ihrer Majestät nicht angemessen waren, wohl aber den gewöhnlichen Reizen anderer Damen. Aus eben dem Grunde sah ich sie ebenfalls öfters den Fackeltanz gerne tanzen. Ich erinnere mich hierbei, daß sie einst zu Lyon bei der Zurückkunft des Königs von Polen auf der Hochzeit eines ihrer Fräuleins – de Besnes – diesen Tanz

ebenfalls tanzte, wobei viele Fremde aus Savoyen und Piemont und anderen Gegenden zugegen waren, die sagten, sie hätten nie etwas so schönes gesehen als diese Königin, noch einen so schönen, ernsten Tanz, wie dieser in der Tat auch ist. Bei dieser Gelegenheit sagte jemand, diese Königin hätte es nicht nötig gehabt, eine Fackel zu tragen, wie die andern Damen, denn die, welche aus ihren schönen Augen flammte und nicht erlösche – wie die andern – wäre schon hinreichend und besäße eine ganz andere Kraft als bloß den Männern beim Tanze zu leuchten, indem sie alle im ganzen Saal in lichterlohe Flammen setzen könne, ohne jemals zu erlöschen, wie die andere, die sie in der Hand habe, und sie vermöge zur Nachtzeit die Finsternis zu erhellen und am Tage selbst die Sonne zu überstrahlen.

So muß man sagen, daß das Schicksal sich uns anderen hierin ebenso feindlich bewiesen hat, als gegen sie, da uns diese schöne Sonne nicht mehr ihre Strahlen schicken kann und sich hinter jenen Fels- und Bergspitzen von Auvergne verborgen hat. Hätte sie sich doch nur wenigstens an irgend einem schönen Seehafen gelagert,

daß bei ihren Strahlen die vorüberfahrenden Seeleute sich vor Schiffbruch bewahren könnten, und sie ihnen so gewissermaßen als Leuchtturm diene, – dann würde ihr Aufenthalt doch wenigstens schöner, nützlicher und ehrenvoller sein, für sie sowohl als für das allgemeine Beste, als jetzt.

O du Volk von Provence, du solltest sie um die Gnade anflehen, an deinen schönen Seehäfen und an deinen schönen Seeküsten sich niederzulassen, die sie durch ihre Gegenwart noch berühmter, bevölkerter und reicher machen würde, als sie jetzt schon sind; denn aus allen Teilen der Welt würden alsdann Wallfahrten, Galeeren, Fahrzeuge und Schiffe dort landen, um das Wunder der Welt zu sehen, so wie ehemals nach Rhodus wegen seines schönen, berühmten Pharus! Statt dessen ist sie jetzt in die engen Schranken ihrer auvergnischen Gebirge eingeschlossen, die nicht leicht zugänglich sind, unser aller Augen verborgen und unbekannt; nur in der Erinnerung lebt ihr schönes Bild noch.

Ah, du schöne, uralte Stadt Marseille, wie glücklich wärest du, wenn deinen Hafen die Flamme

und der Leuchtturm ihrer schönen Augen zierte! Eigentlich gehörte übrigens die Grafschaft Provence sowieso ihr, sowie noch mehrere andere Provinzen, ja ganz Frankreich. Verwünscht sei der unglückliche Eigensinn, den man in diesem Königreich hat, daß man sie nicht mit dem König, ihrem Gemahl, gleich ehrt, hochhält und aufnimmt wie sich geziemen würde. (Ich schrieb dies mitten in der größten Hitze der Kriege der Ligue). Wäre sie eine schlimme oder boshafte, geizige oder tyrannische Königin oder Fürstin, wie es deren ehemals in Frankreich die Menge gegeben hat und vielleicht noch geben wird, so wollte ich kein Wort darum verlieren; in Wahrheit aber ist sie lauter Güte und Freigebigkeit, nichts, nichts ist ihr eigen, sie gibt aller Welt und behält wenig für sich, aus lauter christlicher Liebe, Milde und Wohltätigkeit gegen die Armen. Die Größten beschämte sie mit ihrer Freigebigkeit, wie ich denn selbst gesehen habe, daß sie zum Jahrestag dem ganzen Hof Präsente machte, über welche die Könige, ihre Brüder, erstaunten, die es ihr nicht gleich taten. Sie gab der Königin Louise von Lothringen einst zum neuen Jahre einen Fächer aus Perlmutter,

mit Steinen und großen Perlen besetzt, so schön und reich, daß man ihn für ein wahres Meisterstück hielt und auf mehr als zwölfhundert Taler schätzte. Jene erwiderte ihr Geschenk mit langen Schmucknadeln, die der Spanier Puntas nennt, woran einige Perlen und Steine sich fanden, deren Wert vielleicht hundert Ecus sein mochten, und so bezahlte sie also die Königin Margaretha ziemlich ungleich für ihr Neujahrsgeschenk.

Kurz, diese Königin ist in allem königlich und freigebig und ehr- und prachtliebend. Und die Kaiserinnen der Vorzeit mögen es mir zugut halten: ihre von Suetonius, Plinius und andern uns beschriebene Pracht kann sich mit ihrer nicht messen, sowohl wenn sie am Hof und in Städten war, als wenn sie sich unterwegs und auf dem Lande befand, wobei sie prächtige, schönvergoldete und mit schönen Devisen bemalte Sänften, Kutschen, Karossen und Reitpferde mit reichem Zeuge hatte.

Wer sie in solchem prächtigen Aufzuge gesehen hat, wie ich, der kann davon reden. Und jetzt muß sie dies alles entbehren, da sie seit sieben Jahren nicht aus diesem rauhen und unlustigen

Schloß fortgekommen ist; sie aber läßt sichs doch in aller Geduld gefallen, da sie in einem vorzüglichen Grad die nach der Meinung mehrerer Philosophen sehr große Tugend besitzt, über ihre Neigungen zu gebieten.

Um noch einmal auf ihre Güte zu kommen, so ist solche so groß, so edel und so großmütig, daß ich glaube, sie hat ihr sehr geschadet. Denn ob sie auch gute Ursache und die Mittel hatte, sich zu rächen und ihren Feinden zu schaden, hielt sie sich dennoch öfters zurück. Wenn sie aber den Rachegedanken hätte Raum geben oder sich auch nur anderer, die auf jeden ihrer Winke bereit waren, bedienen hätte wollen, würde sie wohl durch das Beispiel jener, die ihre Rache hätten empfinden müssen, bewirkt haben, daß die andern auch vorsichtiger und bescheidener geworden wären; sie aber stellte jederzeit die Rache Gott anheim. Das gleiche sagte ihr auch einmal der Herr von Gua, als sie ihm drohte: „Madame, Sie sind so gut und so großmütig, daß ich noch nie davon gehört habe, daß Sie jemand beleidigt hätten. Ich hoffe, daß Sie nicht bei mir, Ihrem alleruntertänigsten Diener, den Anfang machen wer-

den.“ Und trotzdem er ihr sehr geschadet hatte, so rächte sie sich doch nicht und vergalt ihm nicht Gleiches mit Gleichem; allerdings sagte sie, als er ermordet wurde und man ihr, da sie just krank war, seinen Tod meldete: „Es tut mir sehr leid, daß ich nicht wohl genug bin, um diesen Tod recht vergnügt zu feiern.“ Sie hatte aber auch die gute Eigenschaft, wenn man sich demütigte und ihre Verzeihung und Gnade suchte, alles zu vergeben und zu verzeihen und dadurch die Großmut des Löwen nachzuahmen, der dem, der sich demütigt, nie etwas zuleide tut.

Ich erinnere mich hiebei folgenden Vorfalls. Als beim Ausbruch des Kriegs der Marschall von Biron, damals Statthalter des Königs in Guyenne, auf seinem Zug – er tat es vielleicht absichtlich – an Nerac vorbeikam, wo damals der König und die Königin von Navarra sich aufhielten, ließ er von seinen Büchsenschützen einen Angriff darauf machen. Es kam zu einem Scharmützel, wobei der König von Navarra an der Spitze der Seinigen in eigener Person bloß im Kollett wie ein gemeiner Offizier ausfiel und sich so gut verteidigte, daß er, da seine Büchsen-

schützen besser waren, keinen Verlust dabei hatte.
Der Herr Marschall trieb hierbei die Bravade noch weiter und ließ einige Kanonenschüsse auf die Stadt tun, so daß die Königin, welche herbeigeeilt war und sich auf der Mauer aufhielt, um dem Scharmützel zuzusehen und einen Zeitvertreib davon zu haben, beinahe getroffen wurde: eine Kugel schlug ganz nahe bei ihr ein. Dies brachte sie sehr auf, sowohl weil der Herr Marschall so wenig Respekt für sie bezeigte, daß er kam, um ihr in ihrem eigenen Platz zu trotzen, als weil er von dem König Befehl hatte, dem Ort, wo die Königin von Navarra sich aufhalte, sich mit Kriegsoperationen nie auf fünf Meilen in der Runde zu nähern; da er dies hier nicht befolgte, so faßte sie einen solchen Groll und Haß gegen den Marschall, daß sie stark darauf bedacht war, es ihn empfinden zu lassen und sich dafür zu rächen. Anderthalb Jahre darauf kam sie an den Hof, wo der Marschall ebenfalls war, den der König aus Guyenne zu sich zurückberufen hatte, aus Furcht, es möchten sonst neue Unruhen entstehen: denn der König von Navarra hatte gedroht, loszubrechen,

wenn er ihn nicht von da weg nähme. Die Königin von Navarra, noch erbittert auf den Marschall, begegnete ihm nicht mit Achtung, wie andere es taten, sondern verachtete ihn sehr und sprach überall schlecht von ihm und erzählte von dem Schimpf, den er ihr zugefügt hatte. Der Herr Marschall fürchtete endlich die Wut und den Haß der Tochter und Schwester der Könige, seiner Gebieter, und da er das Naturell unserer Fürstin kannte, so bemühte er sich um ihre Verzeihung und Gnade, entschuldigte sich sehr wegen des Vorgefallenen und demütigte sich. Mit ihrer gewöhnlichen Großmut nahm sie dies denn an, vergaß das Vergangene und nahm ihn wieder in Gnade und Freundschaft auf.

Ein Kavalier, der nachher nach Hof kam und die gute Behandlung bemerkte, die der Marschall von der Königin erhielt, wunderte sich sehr darüber, und da er die Ehre hatte, daß ihm die Königin bisweilen gerne zuhörte, so sagte er ihr: er wundere sich sehr über diese Veränderung und gute Behandlung, und er hätte es nach der zugefügten Beleidigung und Beschimpfung nie gedacht. Sie aber gab ihm zur

Antwort: „Da der Marschall seinen Fehler erkannt, seine Entschuldigung deswegen gemacht und auf eine untertänige Art ihre Gnade gesucht habe, so habe sie ihm solche angedeihen lassen, was freilich nicht geschehen wäre, wenn er sein übermütiges Betragen fortgesetzt hätte." So ist also diese gute Fürstin nicht leicht zur Rache geneigt und glich hierin nicht der Königin Anna, die sich an dem Marschall von Gié so heftig rächte, wie ich es an anderer Stelle erzählt habe.

Ich könnte eine Menge ähnlicher Beispiele ihrer Güte anführen, daß sie zu Verzeihung und Versöhnung geneigt war. Eines ihrer Hoffräuleins, welche zu Chenonceaux starb, hatte sich ihr Mißfallen in einem hohen Grade zugezogen, ohne daß sie sie darum mißhandelt hätte. Da sie nun sehr krank wurde, besuchte sie sie, sprach ihr, als sie den Geist aufgeben wollte, trostreich zu und sagte dann: „Dies arme Mädchen leidet viel, sie hat aber auch viel Böses getan. Gott verzeihe ihr, wie ich ihr verzeihe." Dies war ihre ganze Rache und Verfolgung, und so war denn diese große Königin vermöge ihrer Großmut sehr gelind in ihrer Rache und war voller Güte.

Der große König Alphons von Neapel, ein feiner Kenner und Liebhaber der Damenschönheit, pflegte denn auch zu sagen: Schönheit sei ein Zeichen von Güte und von guten sanften Sitten, so wie schöne Blüte schöne Frucht verkünde; daher ist es denn keinem Zweifel unterworfen, daß wenn unsere Königin nicht mit so großer Schönheit, sondern häßlich gebildet gewesen wäre, sie als Folge der vielen starken Anlässe, die man ihr dazu gab, sehr bösartig geworden sein würde.

Die hochselige Königin Isabella von Castilien, eine einsichtsvolle, tugendhafte und christgläubige Fürstin, pflegte zu sagen: „Que el Fruto de la Clemencia en una Reyna de gran Beldad, y de Animo grande, y codiciosa de verdadera honra, fin duda es mas dulce que qualquiera Vengança, aunque fea emprendida con justo titulo.“ Das heißt: „Die Frucht der Gnade einer sehr schönen, großmütigen und ehrliebenden Königin sei süßer als jede Rache, wenn sie auch noch so begründet und rechtmäßig sei.“

Unsere Königin beobachtete diese Regel heilig und getreu, um sich den Befehlen Gottes gemäß zu betragen, welchen sie jederzeit geliebt, ge-

fürchtet und andächtig angebetet hat. Jetzt, da die Welt sie im Stich gelassen hat und sie verfolgt, hat sie ihre einzige Zuflucht zu Gott genommen und hält gewöhnlich alle Tage – und sehr andächtig – Gottesdienst, wie ich von denen gehört habe, die sie in ihren bedrängten Umständen gesehen haben; sie unterläßt nie, sich Messe lesen zu lassen, geht oft zum heiligen Abendmahl und liest fleißig in der heiligen Schrift, welche ihr Ruhe und Trost gewährt.
Sie ist eifrig bemüht, sich alle guten Bücher, die Religion oder auch weltliche Dinge betreffen, anzuschaffen, und hat sie einmal eines zu lesen angefangen, so läßt sie, es sei so groß und lang es wolle, nicht ab und hört nicht auf, bis sie es durchgelesen hat, worüber sie oft Essen und Schlaf versäumt. Sie selbst schreibt sowohl in Prosa als in Versen, und es läßt sich gar nicht anders erwarten, als daß ihre Aufsätze sehr schön, gelehrt und unterhaltend seien, denn sie besitzt ganz das Talent dazu, und würde man diese Schriften herausgeben, so würde die Welt sehr viel Nutzen und Vergnügen daraus schöpfen.
Sie macht oft sehr schöne Verse und Stanzen,

die sie von kleinen musikalischen Kindern, die sie um sich hat, singen läßt und oft auch selbst singt; denn sie hat eine sehr schöne und angenehme Stimme, die sie mit der Laute, worin sie sehr tüchtig ist, begleitet. So vertreibt sie sich denn ihre Zeit und bringt ihre unglücklichen Tage hin, ohne jemand zu beleidigen, in einem ruhigen Leben, das sie als das beste Teil erwählt hat.

Mir hat sie die Ehre erzeigt, mir in ihrem Unglück oft zu schreiben, nachdem ich mir die Freiheit genommen hatte, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen; denn da sie Tochter und Schwester meiner Könige war, hielt ich das für meine Schuldigkeit und war froh und glücklich, wenn ich hörte, daß sie sich wohl befand. Im ersten Brief schreibt sie mir folgendes:

„Aus Ihrem Andenken an mich, das mir weniger neu als angenehm war, erkenne ich, daß Sie die Zuneigung, die Sie jederzeit gegen unser Haus bewiesen, noch selbst gegen den kleinen Rest, der aus dessen jämmerlichem Schiffbruch noch übrig ist, fortsetzen. Und wie auch unsere Lage sein mag, wir werden doch jederzeit uns geneigt fühlen, Ihnen zu dienen, denn ich

schätze mich glücklich, daß das Schicksal nicht vermocht hat, meinen Namen aus dem Andenken meiner ältesten Freunde, wie Sie es sind, zu tilgen. Ich habe gehört, daß Sie, so wie ich, ebenfalls das ruhige Leben erwählt haben; glücklich, meines Erachtens, wer sich darin zu erhalten vermag, wie ich durch Gottes Gnade seit fünf Jahren von mir sagen kann, da ich mich in eine Arche des Heils geflüchtet habe, wo die Stürme jetziger Zeitläufte mir, Gott Lob! nicht schaden können. Bin ich hierbei noch einigermaßen imstande, meinen Freunden, besonders Ihnen, zu dienen, so werden Sie mich dazu jederzeit geneigt und vollkommen bereitwillig finden."

Das war doch schön geschrieben, und hieraus wird man auch den Gemütszustand und die Entschlossenheit dieser schönen Fürstin erkennen. Dies ist eine Frucht davon, daß sie aus einem so edeln, ja dem größten Hause der Welt abstammt, woher sie von so viel braven und tapfern Königen, ihrem Vater, Großvater, Ahnen und Vorfahren diesen großen Mut geerbt hat. Wie hart ist es, daß sie, als das einzige Überbleibsel aus einem so großen Schiffbruch,

wie sie sich nennt, dennoch von ihrem Volk nicht so anerkannt und verehrt wird, wie es ihr gebührte; daher glaube ich denn auch, daß die französische Nation durch ihre jetzigen Trübsale und Bedrängnisse, die sie in diesem Krieg der Ligue duldet, bloß dafür so hart zu büßen hat. — — — —

Dies letztere ist gegenwärtig weggefallen, denn durch die Tapferkeit, Weisheit und vortreffliche Anlage und die Taten unseres Königs ist Frankreich gegenwärtig in einer so blühenden, ruhigen und vortrefflichen Verfassung, als es noch nie war, was in der Tat das größte Wunder ist, das man jemals gesehen hat, daß es sich nämlich aus einem so tiefen Abgrund von Elend und Verderben wieder emporzuarbeiten vermochte. Hierin zeigt sich deutlich, daß Gott unsern König liebt, welcher auch in der Tat lauter Güte und Barmherzigkeit ist.

O wie sehr irrt jener, der heutzutage auf die Liebe des Volkes traut! Wie ganz anders erwiesen sich die Römer dankbar gegen die Nachkommenschaft des Cäsar Augustus, von dem sie so viele Wohltaten und Ehre empfangen hatten! Und das französische Volk, das seinen letzten

Königen seit hundert Jahren, besonders Franz I. und Heinrich II., so viel zu verdanken hat, daß ohne sie Frankreich längst von seinen Feinden, die ihm auflauerten, besonders von dem gierigen und herrschsüchtigen Kaiser Karl, gänzlich zerrüttet sein würde, dies französische Volk, sage ich, erweist sich so undankbar gegen deren Tochter Margaretha, die einzige noch übrige Prinzessin des königlich französischen Hauses, daß leicht vorauszusehen ist, daß ein göttliches Strafgericht über sie ausbrechen muß; denn Gott ist nichts so verhaßt als der Undank, besonders gegen Könige und Königinnen, welche hienieden an Gottes Statt sind und sein Amt üben.

Und du, ungerechtes Schicksal, das du hierin deutlich zeigst, daß keine Person so sehr vom Himmel geliebt und von der Natur begünstigt ist, daß sie sich auch nur einen einzigen Tag deiner versichert halten könnte, dir macht es wenig Ehre, diejenige grausam zu beleidigen, die so ganz vollkommen ist an Schönheit, Sanftmut, Tugend, Großmut und Güte.

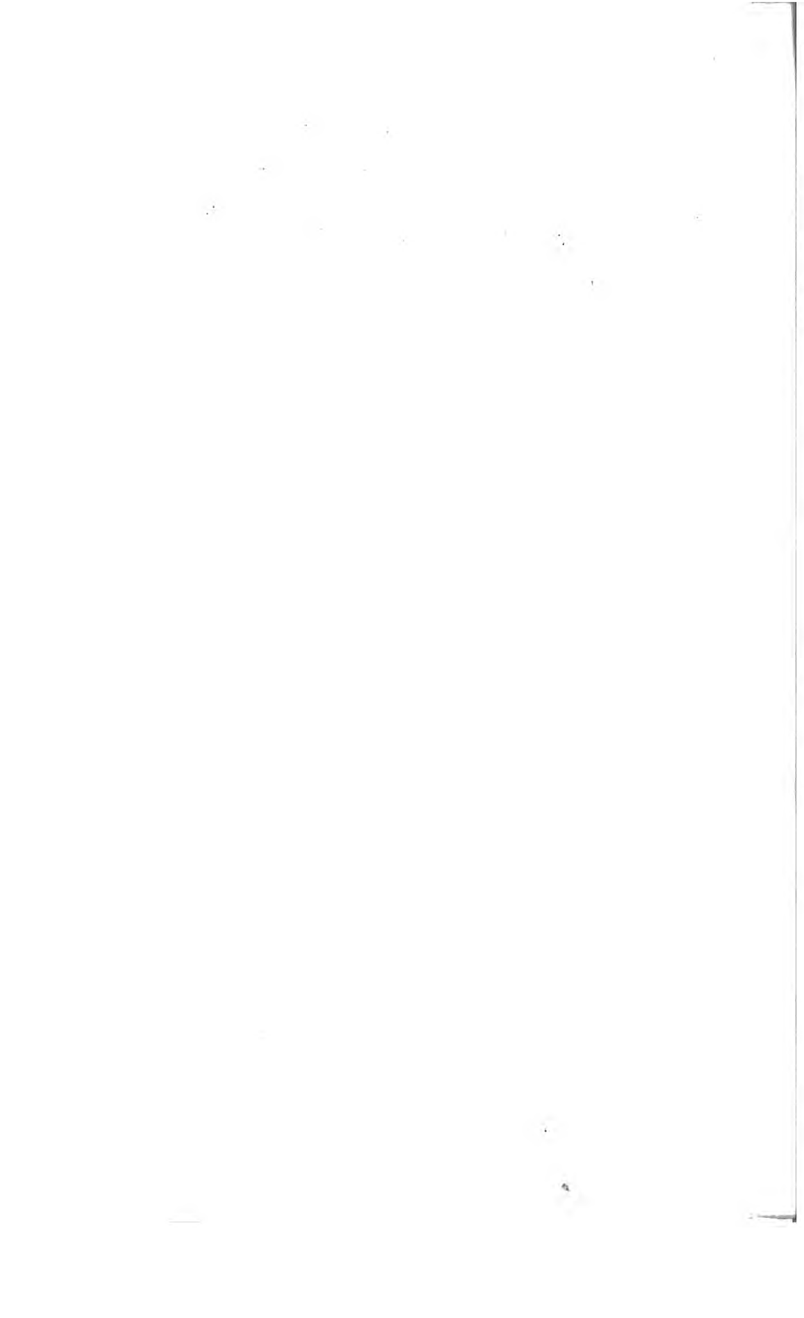
– – – Dies alles schrieb ich zur Zeit, als die Kriege der Ligue am stärksten wüteten. Dächte

ich nicht noch bei einer andern Gelegenheit auf diese große Königin zu kommen, so würde ich die ihr hier gewidmete Abhandlung noch so weit als möglich verlängern. Denn bei einem so vortrefflichen Gegenstand hat man nicht zu befürchten, durch Weitläufigkeit Langeweile zu machen.

Indessen leben Sie, beste Fürstin, leben Sie dem Geschicke zum Trotz und Verdruß! Sie werden nie anders als unsterblich sein, auf Erden wie im Himmel, wo Ihre vortrefflichen Tugenden Sie über alle erheben werden. Hätte die öffentliche Stimme oder der allgemeine Ruf Ihr Lob und Ihre Verdienste bereits bis unter die Sterne erhoben, oder wäre mir die Gabe eines angenehmen Vortrags verliehen, so würde ich noch weiter fortfahren, denn war je auf Erden eine Person in himmlischer Gestalt, so sind Sie's!

Celle, qui nous devoit a bon Droit ordonner
Ses Loix, et ses Edits, et sur nous régner,
Qu'on verroit dessous elle un Regne de Plaisance,
Tel qu'il fut sous son frère, Astre heureux de la France!
Fortune l'en empêsche. He! faut-il qu'un bon Droit

Injustement perdu par la Fortune soit!
Jamais rien de si beau Nature n'a pu faire,
Que cette grande, Princesse unique de la France;
Et Fortune la veut totalement défaire!
Voilà comme le Mal avec le Bien balance.



Schilderung der Hochzeit Margarethas und der Bartholomaeusnacht.



Der König von Frankreich, der König von Navarra, die Herzöge von Anjou und von Alençon und der Prinz von Condé trugen Uniformen, Kleider von blaßgelbem Atlas mit Perlen und Edelsteinen reich gestickt. Es wurde bemerkt, daß, ausgenommen den Bräutigam, alle Protestanten sehr einfach gekleidet waren, die katholischen Herren sich aber in der größten Pracht zeigten . . . .
Sie wurden von dem Kardinal von Bourbon nach einem Formular, worüber beide Parteien übereingekommen waren, getraut, am Sonntag den 17. August. Als Margaretha gefragt wurde, ob sie den König von Navarra zum Gemahl haben wollte, antwortete sie nicht; der Kardinal stieß sie von hinten an den Kopf, um sie ein Zeichen der Einwilligung geben zu lassen, in Ermangelung der Sprache. D'Avila sagte, der König selber habe sie an den Kopf gestoßen; darin kommen alle Historiker überein: die Prinzessin Margaretha als ein trauerndes Opfer der despotischen Gewalt zu schildern; denn ihr Bruder hatte ihr nur die Wahl zwischen dieser Heirat und dem Kloster gelassen. Dem Herzog von Guise, der sich etwas auf die Fußspitzen

erhob, um Margaretha in jenem Moment recht in die Augen zu sehen, warf der König einen so entsetzlich drohenden Blick zu, daß er vor Schmerz und Entsetzen beinahe ohnmächtig ward. Die Prinzessin hörte dann die Messe, während der König von Navarra und die Protestanten in der Kirche und dem Kloster Notre-Dame umhergingen. Nach diesen Zeremonien führte Heinrich von Damville, Bruder des Marschalls von Montmorency, den Bräutigam zurück, der seine Braut in Gegenwart des Königs und der Königin Mutter umarmte und sich einige Zeit mit ihr unterredete . . . .
Nach dem Mittagessen ging der Hof nach dem Louvre zurück, wo der König die Cour annahm und die Stände der Stadt aufs herrlichste bewirten ließ. Dann eröffnete er den Ball, den er aber bald wieder unterbrach wegen des Balletts, in dem er eine der vorzüglichsten Rollen hatte. Man sah nämlich drei große Wagen in der Form von silbernen Felsen hereinkommen, auf jedem derselben saßen fünf Musiker mit verschiedenen Instrumenten; zwei stellten sich auf beide Seiten des Saales, auf dem dritten, der in der Mitte blieb, stand der berühmte Sänger Le Roy. Dann

kamen drei Wagen mit Nischen, die von vier silbernen Säulen getragen wurden, in jeder war eine Meernymphe. Hierauf kamen noch vier Wagen welche Seetiere vorstellten, gleichfalls von Silber, mit einem Löwenkopf und einem Fischschwanz; auf diesem saßen Gottheiten auf vergoldeten Muscheln und in Goldstoff gekleidet. Zuletzt kam ein vergoldetes Seepferd, das den Neptun mit seinem Dreizack auf einer goldenen Muschel trug. Dieser Neptun war der König von Frankreich: auf dem ersten Wagen befanden sich der König von Navarra und die Prinzen von Geblüt. Alle diese Maschinen bewegten sich in dem großen Saal des Louvre, und wenn sie still standen, sangen die Musiker vortreffliche Verse, die eigens von den Hofpoeten dazu gedichtet waren. Einen großen Teil der Nacht brachte man damit zu, dieses Schauspiel zu bewundern, dann ging man auseinander . . . .

Den Tag darauf gab der König von Navarra in dem Hotel d'Anjou ein herrliches Mahl, der Ball im Louvre dauerte hernach bis tief in die Nacht. Die Feste am Mittwoch übertrafen alles an Pracht, was bis dahin gesehen worden war.

In einem Saal des Palastes Bourbon, nah am Louvre, war ein Paradies oder eine Maschinerie, den Himmel vorstellend, erbaut; den Eingang zu diesem Himmel verteidigte der König und seine beiden Brüder in voller Rüstung; auf der andern Seite war die Hölle, in welcher eine große Anzahl von Teufeln und kleinen Teufelchen ein großes Rad mit kleinen Glöckchen unter seltsamen Gebärden und Sprüngen, mit vielem Lärm unaufhörlich herumdrehten. Ein Fluß mit dem Nachen des Charon trennte Hölle und Paradies. Weiter zurück hinter diesem sah man die elysäischen Gefilde wie einen schönen grünen Garten, mit Bäumen und Blumen, den ein Sternenhimmel umgab, nämlich ein Rad mit den zwölf Zeichen des Zodiakus, den sieben Planeten, und eine Menge kleiner Sterne von Kristall, welche alle durch die in dem Himmel herum verteilten Lichter erleuchtet waren. Die Bewegung des Rades drehte zugleich das Paradies umher, worin zwölf Nymphen im einfachen Gewande sichtbar waren.
Mehrere irrende Ritter, vom Könige von Navarra angeführt, nahten sich, um die Nymphen aus dem Paradiese zu entführen, sie wurden aber

von den drei Rittern, die es bewachten, zurückgetrieben. Nachdem sie einige Lanzen gebrochen und eine Zeitlang mit den Degen herumgefochten hatten, wurden sie von den Hütern des Paradieses in den Tartarus gestürzt und sogleich von den Teufeln in Fesseln gelegt. Dann kamen Merkur und Cupido von einem Hahn getragen vom Himmel herab und begrüßten mit Gesängen die Wächter des Paradieses wegen ihres Sieges. Darauf gingen die Ritter hin, holten die Nymphen und tanzten mit ihnen um einen Springbrunnen, der mitten im Saale stand, wohl eine Stunde lang, worauf sie sich von den einstimmigen Bitten aller bewegen ließen, die gefangenen Ritter zu befreien. Sie holten sie heraus und brachen einige Lanzen mit ihnen. Der ganze Saal war voller Funken und Blitze, die von dem Stoß ihrer Waffen hervorsprangen. Alles das verschwand aber, indem auf einmal ein Feuerwerk am Springbrunnen angezündet wurde, mit schrecklichem Getöse, mit Feuerströmen, die in wenigen Minuten die ganze Maschinerie zerstörten, und so endigte das gothische Schauspiel . . . .
Niemals hatte man den König und die Königin

Mutter fröhlicher gesehen, sie vergaßen ganz den Schlaf bei diesen Festen und Ergötzlichkeiten. Aber die Musik war nur die Ouvertüre zu dem darauffolgenden Trauerspiel. Durch diese Feste suchte man die Protestanten zu zerstreuen, damit sie auf die Winke, die ihnen aus ganz Frankreich gegeben wurden, nicht achten sollten; bei dem Admiral gelang es ihnen auch völlig. Einige seiner Vertrauten aber waren nicht so ruhig als er; sie machten ihn auf die Anspielung in den Festen vom Mittwoch aufmerksam: dieser Himmel, der vergeblich vom König von Navarra und den Häuptern der Partei angegriffen ward, ihre Gefangennehmung in der Hölle, das Feuer, mit welchem das Schauspiel endigte, alles hatte ihnen Verdacht eingeflößt, und sie suchten ihn dem Admiral mitzuteilen. Am Donnerstag Morgen ging Langoiran zu ihm und nahm von ihm Abschied. Da er ihn um die Ursache dieser eiligen Abreise fragte, sagte Langoiran die prophetischen Worte: „Ich gehe, weil man Euch hier so gar wohl aufnimmt und bewirtet, ich mag mich lieber mit den Toren retten, als mit denen, die sich weise dünken, umkommen“ . . . .

Den Donnerstag endigten die Festlichkeiten mit einem Turnier, das vor dem Louvre gehalten wurde. Der König, seine beiden Brüder, die Herzöge von Guise und von Aumale erschienen als Amazonen gekleidet von der einen Seite; von der andern der König von Navarra und sein Gefolge in türkischer Kleidung von Brokat und einem Turban; sie begegneten sich und kämpften Lanze gegen Lanze. Zu beiden Seiten waren Bühnen errichtet, auf denen die Königin Mutter, die Königin, Gemahlin Karls IX., die Königin Margaretha von Navarra, ihre Schwester die Herzogin von Lothringen und viele andere Damen saßen und dem Turniere zusahen.

. . . .

Nun wurden die festlichen Kränze gegen Trauerzypressen vertauscht, und die Ausführung des entsetzlichen Vorsatzes begann. Das erste Opfer war der brave Gaspard von Coligny. Er focht und kommandierte die Armee unter Franz I., Heinrich II., Franz II. und Karl IX. Er war der Wiederhersteller der Disziplin bei den Armeen, keiner im Rat kam ihm an Weisheit gleich, noch weniger auf dem Schlachtfeld jemand an Tapferkeit. Maureyel, der den Guisen

angehörte, schoß nach ihm aus einem Fenster, den Freitag Morgen, als er, einige Depeschen lesend, zu Fuß vom Louvre hinunterging. Die Wunde wurde gleich für tödlich erklärt. Der Hof hatte geglaubt, der Anblick des verwundeten Chefs würde die Protestanten zur Rache an den Guisen, den Urhebern des Mordes, auffordern, und so würde Karl der IX. seine Feinde sich untereinander selbst aufreiben sehen. Coligny faßte demungeachtet keinen Argwohn gegen den König; auf den Tod verwundet, verteidigte er doch gegen die von seiner Partei, denen dieser Schlag die Augen vollends geöffnet hatte, noch immer die Aufrichtigkeit und die Treue Karls IX. Man drang vergeblich in ihn sich aus Paris tragen zu lassen. Er verwarf ihren Rat und Argwohn und beschäftigte sich mit nichts als mit dem Heil seiner Seele. Der König tat sehr erschrocken wegen dieses Mordes. Als man ihm die Nachricht davon brachte, spielte er gerade Federball; er warf wie im Schrecken das Racket nieder, zerbrach es, und rief mit einem Fluch: „Werde ich niemals Ruhe erlangen?“ Der König von Navarra und sein Vetter, der Prinz von Condé, kamen sogleich zu

ihm, beklagten sich und forderten Urlaub, die Stadt verlassen zu dürfen, weil ihr Leben hier nicht sicher sei. Der König war aber so voller Zorn und Ärger (er rief: er selbst wäre durch diesen Streich verwundet!), und die Königin Mutter schien so wahrhaft bekümmert, daß jene unmöglich auf ihrer Forderung bestehen konnten. Weit weniger noch, da der König eine Kommission ernannte, das Verbrechen zu untersuchen; da er selber, von seinem ganzen Hof umgeben, den Admiral besuchte, und indem er ihn mit Schwüren und Versicherungen zu beruhigen suchte, sagte er: „Ihr werdet vielleicht geheilt von Eurer Wunde; ich selbst aber empfinde eine tödliche Betrübnis; eher aber will ich Verzicht tun auf das Heil meiner Seele, als nicht eine denkwürdige Rache ausüben!"
Den Sonnabend früh hielt man den Admiral für weniger gefährdet. Der König von Frankreich sandte seine Edelleute sehr oft, sich nach ihm zu erkundigen; der König von Navarra verließ ihn gar nicht, und auch Margaretha besuchte ihn. Das beste Einvernehmen schien zwischen dem Hof und den Protestanten zu herrschen, als man des Abends zu Coligny kam

und ihm sagte: man nehme in allen Quartieren eine allgemeine Bewegung wahr, eine große Anzahl Bewaffneter würden in den Häusern der Katholiken, und Lastträger, mit Waffen aller Art beladen, in dem Louvre bemerkt nebst noch tausend andern Zurüstungen zum Krieg und zum Kampf. Aber Teligny, der Schwiegersohn des Admirals, der unglücklicherweise von seiner eigenen Redlichkeit auf die andern schloß, schalt sie feige Memmen, verwarf ihre Meinung als gar nicht begründet, und war überzeugt, die nach dem Louvre getragenen Waffen wären zum Angriff einer Festung bestimmt, die in dem Schloßhof zur Belustigung des Königs und des Hofes erbaut wäre . . . .

Die Königin Mutter ging mit ihren Geheimen Räten, dem König, der Königin seiner Gemahlin, den Herzögen von Anjou, von Nevers, dem Bastard von Angoulème, dem Kanzler Birague, dem Marschall von Tavannes und dem Grafen von Rais in dem Garten der Tuilerien spazieren. Da ward der letzte Entschluß zum Blutbade gefaßt, das Verderben der Protestanten beschworen! Die einzige Rücksicht, die ihnen von einiger Bedeutung schien, war die auf den Kö-

nig von Navarra und den Prinzen von Condé. Der Rat war einstimmig der Meinung, das Leben des Königs von Navarra zu schonen: die soeben geschlossene Verbindung, sagten sie, und die königliche Würde erfordern es. Überdies würde die allgemeine Metzelung schon an sich sehr verabscheut werden, weit mehr aber noch, wenn man den König, den nahen Verwandten Seiner Majestät, den Gemahl seiner Schwester, in dem Palast, unter den Augen seines Schwagers, des Königs, und gleichsam in den Armen seiner Gemahlin ermorden wollte. Alles, was man tun würde, um die Schuld auf die Guisen allein zu wälzen, würde nicht hinreichen, den König jemals von dieser schrecklichen Untat zu reinigen! Mehr Schwierigkeiten gab es den Prinzen Condé zu retten; er hatte noch den ganzen Haß gegen sich, den der Hof gegen seinen Vater gehegt; indessen retteten ihn doch sein Rang, seine Würden und der Herzog von Nevers, der ihn beschützte und sich für seine Treue und Unterwürfigkeit verbürgte. Die älteren Verbindungen, welche den Herzog von Nevers und den Prinzen Condé vereinigten, wurden durch die Vermählung des letzteren mit

Maria von Cleves, Schwester der Gemahlin des Herzogs von Nevers, erneuert und befestigt. Er wurde also von der Liste der Schlachtopfer ausgestrichen, sowie auch sein Vetter, der König von Navarra. Man schaudert, wenn man sieht, wie das Leben des besten Fürsten, Heinrichs IV., und das Glück, dessen Frankreich unter seiner Regierung genoß, von einem so geringen Umstand abhing!

Alles war bald bereit; die Guisen mit ihren Gendarmen umgaben das Louvre, und erwarteten das Zeichen, das eine Glocke eine Stunde vor Tagesanbruch geben sollte. Katharina glaubte einige Ungewißheit bei dem Könige wahrzunehmen und ging noch um Mitternacht zu ihm in sein Zimmer, von ihren Geheimen Räten begleitet. Sie suchte ihn in seinen Vorsätzen zu stärken, stellte ihm vor, wie er durch diese Ungewißheit eine Gelegenheit vorübergehen ließe, seine Feinde zu verderben, die Gott selber ihm in seine Hände gegeben; „und“, setzte sie hinzu, „ist es nicht besser diese faulen Glieder zu zerstören als den Schoß der Kirche, die Braut des Herrn?“ – Wer erkennt an dieser Sprache dieselbe wieder, die, als man den üb-

len Ausgang einer Schlacht gegen die Protestanten fürchtete, sich mit dem größten Leichtsinn tröstete und sagte: „Nun, wenn sie siegen, so gehen wir zur Predigt anstatt Messe zu hören!“ Ihre Vorwürfe der Lauigkeit und der Feigherzigkeit setzten Karl IX. in Wut. Er gibt den Mordbefehl – und sogleich wurde vom nächsten Turm beim Louvre Sturm geläutet! Dies geschah Sonntag den 24. August am Tage des heiligen Barthelemy.

Auf dieses Signal liefen die Soldaten nach dem Louvre, wo die Metzelei ihren Anfang nehmen sollte. Einige protestantische Edelleute drangen mit hinein, um den Grund dieser Unruhen zu erfragen; sie erhielten die Antwort, es wären Anstalten zu einem Turnier, und als sie weiter in den Palast vordringen wollten, um mehr zu erfahren, wurden sie von den Wachen und den Schweizern niedergestoßen. Sogleich ging der Herzog von Guise nach dem Hause des Admirals, wirft die Türen ein und macht einen Teil seiner Leute nieder. Das Geräusch der Waffen unterrichtete den heldenmütigen Coligny von seinem Schicksal, und daß seine letzte Stunde gekommen sei; er stand mit großer Anstrengung

auf, kleidete sich an und schickte alle zurück, die ihm Hilfe anboten. „Meine Freunde," sagte er, „menschliche Hilfe kann ich fernerhin nicht mehr brauchen; ich nehme aus Gottes Hand willig meinen Tod, ihr aber eilt euch zu retten!" Dann kniete er bei seinem Bett nieder; die Mörder drangen ein, einer von ihnen, Besme genannt, fragte ihn, ob er der Admiral sei. „Junger Mensch," antwortete er, „billig solltest du meine grauen Haare ehren; um vieles wirst du aber mein Leben nicht abkürzen!" In demselben Moment erhielt er auch den Todesstreich und starb mit den Worten: „Stürb ich doch durch den Arm eines Ritters und nicht durch einen Troßbuben!"
Der Herzog von Guise hatte die Grausamkeit, mit seinem Schnupftuch ihm das Blut vom Gesicht zu waschen, um es recht zu erkennen. Der wütende, blutdürstige Pöbel warf sich auf seinen entseelten Körper und schleifte ihn durch den Kot, so wie er es sich selbst prophezeit hatte.

. . . .

Als der König von Navarra das Schlafzimmer seiner Gemahlin verließ, kam eine starke Wache ihm entgegen; ihm und dem Prinzen Condé

wurde befohlen, ihr zu folgen, und man nahm ihnen ihre Degen. Sie gehorchten und man führte sie zum König. In dem Vorsaal mußten sie mitansehen, wie man ihre Edelleute und treuesten Diener ermordete. Karl IX., die Augen rot vor Zorn und ganz außer sich selbst, erklärte ihnen: alles was sie sähen, geschähe auf seinen Befehl, weil er kein anderes Mittel finden könnte, den Bürgerkrieg zu endigen; er würde nie vergessen, welches Übel sie in seinem Reiche durch die Partei gestiftet hätten, von welcher sie selber sich als Anführer erklärt; er versicherte sie seines ganzen Hasses, er nehme jedoch mehr auf ihre nahe Verbindung und Verwandtschaft Rücksicht als auf sein Gefühl, darum wolle er ihnen verzeihen, wenn sie sich bekehren und zur katholischen Kirche zurückkehren wollten; „denn", fügte er hinzu, „ich bin entschlossen, nur eine Religion in meinen Staaten zu dulden, und euch wie die übrigen Protestanten zu behandeln, wofern ihr nicht jenen Irrlehren abschwört."

Der König von Navarra beschwor ihn demütig sich seines Versprechens zu erinnern und des Bandes, welches sie vereinigte; übrigens ver-

sicherte er ihn, er sei bereit ihm jede Genugtuung zu geben, wenn Seine Majestät nur auch in Betracht ziehen möchte, wie hart es ihm sein müßte, die Religion seiner Väter zu verlassen! – Der Prinz Condé antwortete ihm mit mehr Festigkeit; der König geriet aufs äußerste in Wut gegen ihn, schimpfte ihn einen Trotzigen, einen Aufrührer, Rebellen, Sohn eines Rebellen, und erklärte ihm, er würde ihm den Kopf abhauen lassen, wenn er in drei Tagen seinen Entschluß nicht geändert hätte.

Zu dieser Zeit wahrscheinlich bat Margaretha den König um Gnade für ihren Gemahl, für dessen Leben sie fürchtete, denn sie wußte nichts von dem Beschluß in dem geheimen Rat, in betreff seiner, und der Zorn und die Wut ihres Bruders Karl erschreckten sie. Sie sah, wie dieser ganz kaltblütig die Ermordung der Edelleute des Königs von Navarra mitansah, die im Hof des Louvre hingerichtet wurden; wie er ganz ruhig die Vorwürfe wegen seiner Grausamkeit und seiner Verräterei mitanhörte, die ihm Piles, der brave Verteidiger von St. Jean d'Angely, machte in dem Augenblicke, da er schändlich ermordet wurde; sie hörte ihn aus

dem Fenster des Louvre auf die armen Schlachtopfer schießen, die sich durch Schwimmen über die Seine zu erretten dachten; sie zitterte also gewiß nicht ohne Ursache für das Leben ihres Gemahls. Brantôme versichert, von einer großen Fürstin gehört zu haben, sie sei ihrem Bruder zu Füßen gefallen und habe ihn beschworen, ihren Gemahl zu verschonen; und der König habe es ihr nur mit Mühe bewilligt, obgleich sie seine geliebte Schwester war. Der Autor des „Lebens der Katharina von Medizis", ein eifriger Protestant, versichert: der König von Navarra verdanke einzig seine Rettung seiner Gemahlin, der Schwester Karls IX. Sie selber sagt nichts davon in ihren Memoiren; da sie diese aber während des Lebens ihres Gemahls geschrieben, so hat sie wohl aus Delikatesse vermieden davon zu sprechen, um nicht eine Art von Vorwurf zu machen.

Das Gemetzel dauerte noch sechs Tage mit einer höllischen Blutgier fort; fünfhundert Edelleute wurden ermordet, und mehr als viertausend Personen jedes Geschlechts und Alters, von dem Kinde im Mutterleibe bis zum achtzigjährigen Greis. Nicht Rang noch Wissenschaft, ja selber

die Religion, wurden in diesen unseligen Tagen verschont. Peter Ramus, ein berühmter Mathematiker und ein guter Katholik, starb durch einen seiner Neider, der den Tumult benutzte, ihn zu ermorden. Denis Lambin, ein gelehrter Kommentator, auch gut katholisch, starb vor Schrecken, da er Ramus ermordet sah; Perrot, ein geschickter Rechtsgelehrter, ward ermordet; auch der berühmte Musiker Claude Gondimel zu Lyon; der unglückliche Francourt, Kanzler von Johanna d'Albret, der allein sie dazu bewog in diese Verbindung zu willigen.
Die Provinzen folgten fast alle dem Beispiel der Hauptstadt; während des ganzen Septembermonates waren die Bürger Frankreichs in zwei Parteien geteilt: in Henker und Hingerichtete! Einige Gouverneure in den Provinzen versagten diesem entsetzlichen Befehl den Gehorsam; ihre Namen wurden schon tausendmal genannt und verdienen immer wieder genannt zu werden und zu der spätesten Nachwelt zu gelangen. Es waren die Grafen von Tendes in der Provence und von Charni in Burgund, die Herren von St. Huran in Auvergne, Tannegui le Veneur zu Rouen, von Gordes in der Dauphine,

von Mandelot zu Lyon, von Ortez zu Bajonne, und von Strozzi in Guyenne; laßt uns zuletzt noch den Scharfrichter zu Lyon nennen, der zu den Mördern sagte, als sie ihn zum Morden aufhetzen wollten: „Meine Hände arbeiten nur für Recht und Gericht!“

Am Sonntag und Montag war das Wetter schön und heiter in Paris; der König stand am Fenster und sagte: „Ich glaube das Wetter freut sich über die Hinrichtung der Hugenotten!“

Am Barthelemytage war auf dem Gottesacker der Innozenz ein Weißdorn aufgeblüht; dies wurde für ein Wunder gehalten und trug nicht wenig dazu bei, die Einbildung des Volkes zu erhitzen und ihre Wut zu erhöhen. Karl IX., seine Brüder, die drei Königinnen und alle Damen des Hofes gingen noch denselben Abend hin, das Wunder zu sehen. Auf dem Rückwege besahen sie die Körper der Erschlagenen; unter anderen wollte die Königin Mutter den Leichnam des Prinzen von Soubise sehen, der mit seiner Frau im Prozeß wegen Unvermögens war . . . . . .

Wer kann alle die Gotteslästerungen erzählen, die diese Ungeheuer, diese eingefleischten Teufel in der Wut und während den Mordgreueln

ausstießen! Das Stürmen, das unaufhörliche Schießen, das entsetzliche Schreien der zu Tode Gemarterten und das Geheul der Mörder, die aus den Fenstern geworfenen Körper, welche man unter sonderbarem Zischen und Pfeifen durch die Straßen schleifte, das Einschlagen der Türen und Fenster mit Steinen und das Plündern von mehr als sechshundert Häusern . . . . es ist ein ewig dauerndes Bild des Entsetzens und Elends!

Briefe der
Margaretha von Valois



Liebesbriefe
an und von
Monsieur de Chanvallon

Die Liebesintrige mit dem schönen Chevalier begann 1580 und dauerte Jahre. Als der „Ritter des heiligen Geistes" 1630 gestorben war, hatte ihm Margaretha einen Sohn geschenkt, der Kapuzinermönch werden und im puritanischen Dunkel hatte untertauchen müssen. Wir wissen nur, daß er, recht im Stil dieser Briefe, „Père Ange" hieß. Den Stil dieser Briefe an diesen Geliebten aber, die wir wiedergeben, weil sie für den Ton der Zeit und diese sonst doch kluge und lebenssichere Frau charakteristisch sind, hat Sainte-Beuve, wie man sehen wird, mit Recht verhöhnt; er nennt sie „de la haute metaphysique et du pur phébus presque inintelligible et des plus ridicules".

I

An Herrn von Chanvallon

Verliebte Leute pflegen, weil sie zur Leidenschaft das Leid als unerwünschtes Geschenk mitbekommen, die Liebe selbst als Quelle ihrer Schmerzen anzuklagen. Undank sei der Lohn für ihre Treue. Auch ich, standhafter und elender als

irgend eine sonst, hätte das gleiche getan, wenn ich nur die Unermeßlichkeit meines Verlustes und die Trauer meiner Verlassenheit bedächte, nur einer Partei zuhören wollte und das Ohr jenem Gotte verschließen, den man so oft anklagt und der sich immer wieder zu rechtfertigen weiß. ER nun, der all mein Sinnen lenkt, hat mich denn auch zum Verstand gebracht. Ich habe eingesehen, wie recht ER hat, wie ich gar kein Recht habe, und ich wurde jäh anderer Meinung; indes ich IHN anklagen wollte, sah ich plötzlich alles anders: ich dankte IHM für seine Gnaden, die ich nie verdient habe, und daß ER mich in seiner Güte zu den Seligen, den Erkorenen gesellte. Ich erinnerte mich eben, daß Gott auch die heiligen Väter, wenn er sie sich erwählte, bevor er sie in den Himmel eingehen ließ, an einem einsamen, von aller Menschlichkeit entfernten Orte sich versammeln hieß, auf daß sie fern von der verderbten Menge in stetem Versenken in die eigenen Seelen die Stunde vollkommener Seligkeit erwarten mögen.

So bin auch ich in diese einsame Stätte verschickt, wo ich den hohen Bergen das Glück neide, mit ihren Gipfeln dem Himmel so nahe zu sein. Ich

lebe dahin ohne Zerstreuung in unaussetzenden Gedanken an mein höchstes Glück oder in Erwartung der Stunde meiner Seligkeit. Ein besserer Ort hätte mir nicht erwählt werden können. Wärest Du, mein liebes Herz, nicht so vollkommen, daß ich fest glauben muß, Du seist ein göttlich Wesen, dem nichts unbekannt ist, ich würde Dir bekennen: die härtesten Felsen, auf deren Stein ich an tausend Stellen Deinen Namen, Deine Schönheit und meine leidenschaftliche Liebe geschrieben habe, müßten Dir bezeugen, ob meine Seele aus Wachs ist, daß Zeit und Trennung sie jeden Tag hundertmal neuformen und ändern könnten.

Die Nymphe des Echos dieser höhlenreichen Gebirge müßte immerzu von meiner Stimme, meinen Seufzern wiederschallen, allein sie hört ja nur auf ihren Narzissus, den Schönen; so bekomme ich zwar Antwort, aber nur eine, die erfüllt ist von hoffnungslosem Zorn, weil ich besitze, was ihr ewig grausam versagt geblieben ist. So hallt kein Donnerschlag so lange, wie man des Echos lärmendes Grollen hört, und in seine Schreie mengt sich der schreckliche Schall eines stürmischen, wilden Sturzbaches, der am Fuße

der Wohnung des unglücklichen Echos vorbeieilt und der, fürchte ich, bald überfließen wird von den allzuvielen Tränen, die ich in ihn vergieße. Die Verzweiflung dieser Armen, der nichts geblieben ist als die Klagen, ist mir ein wenig Trost, lindert ein wenig meinen Gram; denn wenn man auch meinen Sinnen wie den ihren das einzige, was sie begehren, geraubt hat, meine Seele ist besser dran als die ihre, denn mein Narzissus wird nie taub sein, nie zögern, leidenschaftlichen Klagen zu antworten. Ich will dessen sicher sein, geliebtes, schönes Herz; ach, du lieber Gott, habe ich nicht das beste Recht dazu? Irrte ich aber auch – nur der Tod könnte mich von solchem Glauben befreien, mich erlösen. Wenn die Götter in ihrem Neide, damit wir ihnen nicht gleich sind, all Deine Vollkommenheit durch die Treulosigkeit gleichsam beflecken werden, wenn Ihr einer Andern Eure Liebe schenken werdet, denkt nicht: Ihr habt mich verlassen. Nie werde ich dulden, daß Ihr dann Gewissensbisse spüret, ich solche Kränkung. Sagt dann: ‚Ich habe sie geliebt bis zum Tode‘ und seid versichert, die Stunde Eurer Untreue wird auch die meines Endes sein. Ihr allein

habt es zu bestimmen. Laßt also mein Glück, meine Liebe und mein Leben währen oder beide im gleichen Augenblick jäh enden. Mein Lebensfaden ist nicht in Atropos Händen; er ruht in den Euren schönen, die ich millionenmale küsse.

Ha de ser una de dos
O' l'edad, o sola vos.[1]

Meine Gedanken sind immer bei Dir. Und da ich sicher bin, Du kennst mein Gefühl für Dich, mein Wissen um Deinen Wert und meine Treue, so brauchts fürwahr kein anderes Zeugnis als dieses einfache Wort, damit Du mir glaubst. Allein wenn Du Dich auch mit dieser simplen Versicherung zufrieden gibst – ich selbst bekäme keine Ruhe im Herzen, bevor ich Dir nicht alle die Beweise dafür gebe, die Du von dem Menschen erwarten darfst, der am heißesten für Dich empfindet.

Ich weiß, Du hast einmal eine Heirat gewünscht, die Deine Tochter Dir vorschlug, weil das günstig für Dich, gut für unsere Liebe sei, wir dann leichter Gelegenheit hätten, uns zu sehen. Die von damals hatte nur dreißigtausend Livres Ren-

[1] Nur eins von zweien kann es sein,
Die Lebenszeit oder Ihr allein.

te, und über die kann sie nicht verfügen, weil sie all ihr Gut ihren Kindern geschenkt hat. Ihr seliger Mann hat aber unendlich viel von ihr zu leiden gehabt, weil sie von eifersüchtiger und hochfahrender Art ist; er hats nie gut mit ihr gehabt, sie gehört zu den Frauen, die mehr ausgeben, als sie haben. Nun – ich habe eine andere gefunden; meine Reise hierher hat mir ihre Bekanntschaft geschenkt, und deshalb werde ich diese Fahrt immer segnen. Die nämlich hat dreißigtausend Livres Rente und zweihunderttausend Franken auf der Bank, auf die weder ihr Sohn noch ihre Tochter irgendein Recht haben (denn auch sie hat nur zwei Kinder, also nicht mehr wie jene andere). Sie wurde nämlich verheiratet, als ihr Vater noch am Leben war, der gab ihr hunderttausend Franken, die Hälfte davon wurde den Kindern zugeeignet – ohne jedes Anrecht auf mehr! – und ihr Gemahl erhielt das Geld damals sogleich. An dem Vermögen, das ihr durch den Tod ihres Vaters dann zugefallen ist, haben die Kinder also keinen anderen Teil, als was ihr selbst belieben mag, ihnen zu geben. Sie ist schöner als jene andere, von weit sanfterer Natur, und sicherlich ist sie eine

anständige Frau und spricht überdies gut italienisch. Ich habe ihr in vorausschauender Absicht einen Dienst erwiesen, den ihr niemand sonst so zu Gefallen tun könnte. Sie selbst wünscht mir ergeben zu sein und mir auch ihre Tochter, die erst zehn Jahre alt ist, anzuvertrauen. Ihr könnt Euch vorstellen, daß ich das nicht abweisen werde und gut aufpassen, daß dieses Unternehmen bald zu gutem Ende komme. Denn all ihr Besitz liegt in Frankreich, in der Gegend, wo wir uns aufhalten. Ich bin also ganz gewiß, wenns Euch paßt und Ihr meinem Rat folgen wollt, daß Ihr immer Anlaß haben werdet, darob zufrieden zu sein. Ich sage Euch noch nicht, wie sie heißt; denn ich habe Angst, Ihr könntet doch davon sprechen; und wenn man nur Wind davon bekommt, kann ich Euch in der Sache nicht mehr helfen. Sprecht auch dem Überbringer dieses nicht davon! Ich habe ihm diesen Brief nicht aus Vertrauen, sondern aus Not gegeben. In drei Wochen will ich Euch Gewisseres darüber schreiben, auch Genaueres. Vor allem aber: es darf nichts von der Sache bekannt werden.

M.

II

An Herrn von Chanvallon

An dem Grade der Vollkommenheit eines Werkes erkennt man nicht nur die Fähigkeit des Arbeiters, sondern auch, wie viel Aufmerksamkeit er darauf verwendet hat. Sicherlich erfordern die schwierigeren Werke ein volles Versenken des Geistes; ist es doch leicht, den Unterschied zu erkennen zwischen solchen, mit denen man sich nur leichthin und oberflächlich beschäftigt hat, und denen, so man sich, da man Gefallen daran findet, mit ganzem Herzen widmet. Also darf man wohl aus der feinen und getreuen Schilderung, die Ihr von der Natur, der Wirkung und Gegenwirkung meiner — — Eurer Liebe, gebt, schließen, daß dies das einzige ist, an dem Eure Seele Gefallen findet: bei solchem Tun verachtet sie alle die irdischen und niedrigen Dinge und schwingt sich auf zu den höchsten und schönsten Erkenntnissen. Gerade dadurch jedoch begrenzt Eure Seele ihre Vortrefflichkeit, daß sie sich, trotz allen körperlichen Fesseln, die man ihr auch anlegen kann, so rein bewahrt hat; daß von allen ihren Funktionen die des Verstandes von ihr auserwählt

worden ist, um damit so große Wunder zu wirken, wie ich es täglich erlebe: denn wie die seligen Geister, die in den Schoß der Ewigkeit eingekehrt und aufgenommen sind, freue ich mich alle Tage an irgend etwas neuem Bewunderungswürdigen, das ich entdecke, und werde in einer so lustvollen Verzückung erhalten, daß ich, wenn wirklich die Heiligen einen gleichen Zustand erleben, mit den Hugenotten glauben möchte, daß sie auf unsere Gebete nicht hören. Zu mir wenigstens dringen die Bitten und Wünsche aller anderen nicht, mich rühren sie nicht.

Ich bin taub, blind und gefühllos allem gegenüber, was nicht von Dir kommt. Meine Seele, ganz erfüllt von so sublimen Gedanken, wird nie davon abgelenkt werden; und wenn es mir vergönnt wäre, allein meinem Gefühl zu gehorchen, ich würde in stetem Denken oder Schreiben der Liebe dienen mit tieferer Hingebung und heiligerer Weihe als irgendein Eremit, der sich je von der Welt zurückgezogen hat, um ganz frommer Beschaulichkeit zu leben. Ach, warum, o mein Leben, steht es nicht in meiner Macht, wenn ich des Tages Eurer göttlichen Gegen-

wart beraubt bin, meine Seele befriedigen zu können durch die unersättliche Lust und Wonne solcher lustreicher Betrachtung! Dann wünschte ich mir kein anderes Glück mehr! In Übereinstimmung mit Eurer Ansicht und dem Worte des heiligen Paulus würde ich vermeinen, in mir allein die höchste Seligkeit genießen zu können; ja, fürwahr es ist so, daß der Liebende sich in den Geliebten verwandelt, daß ich mich nur noch in Euch besitzen kann. Nur in Euch lebe ich noch, und von keinem andern als von Euch wird meine Seele gelenkt. So stimmt mein Tun zu jener altehrwürdigen Meinung, und dies durch das angenehmste aller Erlebnisse. Ich genieße voll das Glück meines Lebens, sein Sinn und seine Richtung wird aber immer von Eurer schönen Hand gelenkt werden.

M.

III

An Herrn von Chanvallon

Ich hasse mein Leben, denn es ist voll Elend; aber meinen Namen liebte ich, wenn ihn auszusprechen Euch nur das geringste Glück bereiten könnte.

Mein liebes Herz, oft genug versuche ich in

meinem Gram dieses Mittel; aber mein Unglück wird dadurch nicht gemildert, ja mehr noch, es scheint mir, daß Eifersucht, Grimm und Bitterkeit meines Leidens so nur noch gesteigert werden; niemals wird die Gewalt Eures Namens in meinem Innern schwächer werden, sie entspringt ja einer so reichen und herrlichen Quelle. Von Euch wird mich nie etwas treffen, das ich nicht segnete. Zu viel zu vollkommene Eigenschaften sind es, die meine Liebe zu Euch entfacht haben, und zu groß ist die Treue, die ihrem Feuer gleichsam als Öl dient, als daß je mein Gefühl für Euch dem Untergang geweiht sein könnte. Mein Ein und Alles, ich bin glücklich; und bin ich unglücklich, so finde ich unsäglich großen Trost in dem Gedanken, daß ich den Namen einer Märtyrerin der Liebe verdiene; und daß ich mich würdig erachten kann, das zu besitzen, was ich bei geringerer Mühe und Qual nicht für voll und recht erworben angesehen hätte: – Euch nämlich; denn ich glaube, nur der Himmel darf über die Schätze verfügen, die er in Euch gelegt hat ...
Ihr werdet sicherlich nicht wenig erstaunt sein über den traurigen Ton meines heutigen Brie-

fes, den Grund davon werdet Ihr von . . ., den Ihr in wenigen Tagen sehen werdet, erfahren. Bis dahin vergebt einer Seele, die so von Weh erfüllt ist, daß alle ihre Kräfte gebrochen sind. Nur eine Kraft lebt noch in ihr: jene, mit der sie Euch bewundert und Euch ewig lieben wird. Lebt wohl, mein Ein und Alles, lebe wohl, Du Einziges und vollkommen Schönes, das ewig über mein Herz herrschen wird! Ich küsse millionenmal die holden Fesseln, in denen es liegt, holde Strahlen Apollos . . .
Faßt keinen Entschluß, weder den, zurückzukehren noch zu bleiben, bevor Ihr nicht gesehen habt, was bald geschehen wird.

M.

IV

An Herrn von Chanvallon

Da Bangen und Furcht einer Seele die Freiheit rauben, und ein geängstigter Geist in allen seinen Äußerungen wirr ist, so müßt Ihr, mein liebes Herz, entschuldigen, wenn ich Euch nun dieses sage, was Ihr hier lesen werdet; weil ich jedoch meine Fehler selbst kenne, will ich nicht bis zum Schluß warten, um Euch mitzuteilen, warum es geschieht, und zwar schon aus

Furcht, daß der schlechte Eindruck, den Ihr von meinen törichten Reden bekommen müßtet, so stark ist, daß Ihr keine hinreichende Entschuldigung finden könntet, um mir zu vergeben.

Wenn Leute, die ihre Liebe auf mehrere Gegenstände gerichtet haben, einen davon verlieren und diesen Verlust beklagen und sich darum betrüben und ihn bejammern, – wie viel mehr Angst, Kummer und Schmerz muß nicht meine Seele gefangen nehmen, wenn ich, die ich mein Wünschen und Begehren nur auf einen einzigen Schatz gerichtet habe und die Gefahr sehe, durch die er mir entrissen werden kann!

Großer Gott! Werde ich leben können, Du mein Leben, in der Furcht vor diesem Unglück! Wenn noch überdies mein Leid alle Tage durch irgendein neues Gerücht gesteigert wird und auch durch den Bericht von dem Unglück, das dem Atlas[1] zugestoßen ist! Meine entsetzlichen Vorstellungen werden noch furchtbarer, wenn ich denke, wie mich diese Nachricht getroffen, wenn ihm dieses Schicksal zuteil geworden wäre zur Zeit, da ich ihm blind zugetan war. Vergleiche

[1] Pseudonym.

ich dann mit seiner Unvollkommenheit Eure Vorzüge und mit diesen so verschiedenen Ursachen ihre entsprechend verschiedenen Wirkungen, dann, dann gerate ich in höllische Verzweiflung, dann sterbe ich tausendmal vor Weh; kein Verbrecher erwartet sein Todesurteil mit so rasender Ungeduld und in so tödlichen Qualen, wie ich die Nachricht von dieser Schlacht erwarte; von ihr hängt das Glück oder Unglück meines Lebens ab, je nachdem, ob in ihr das Eure erhalten bleibt oder ihm ein Ende gesetzt wird. Ich kann nur beten, daß der Himmel Eurem Leben die gleiche glückliche Dauer geben wolle, als in dem unsterblichsten Teile meines Wesens unsere schöne und heilige Liebe dauern wird.

Entschuldigt, bitte, dies elendige Papier: aus Gründen, die man nicht sagen kann, bin ich gezwungen, darauf zu schreiben.

M.

V

An Herrn von Chanvallon

Wer erfährt, daß die Hitze, die die Erde zur Zeit der Sommersonnenwende zu ertragen hat, nicht von der Erde ihren Ursprung hat, sondern ihren

Grund hat in der Gegenwart der Sonnenstrahlen, wird sich nicht darob verwundern, daß, wenn er die Sonne sich entfernen sieht, um ihre Kraft der entgegengesetzten Zone zuzuwenden, mit der verschwindenden Ursache auch die Wirkung aufhört, also die glühende Hitze in eisige Kälte sich verwandelt. Wer die Absicht kennt, in der das heilige Feuer der Vestalinnen eingesetzt wurde, das nämlich angezündet wird zum Zeugnis der heiligen Beobachtung ihres Gelübdes, der wird, wenn es von selbst ausgeht, keinen anderen Grund für solches Geschehen suchen als Sünden gegen das Gelübde, welches sie abgelegt hatten.

Feuer braucht Nahrung, und fehlt die Wärme, so verliert es bald seine Kraft. Auch meine Seele hat für ihre Liebe dieses Naturgesetz empfunden; erst ward zu lustreicher Leidenschaft ihre Flamme an der Eurigen entzündet und genährt; nun aber, da ich an der Erkaltung der Sprache Eurer Briefe und an der Art, wie Ihr seit drei Monaten fortgesetzt handelt, erkennen muß, daß Euer Verlangen sich von mir entfernt, da ich sehe, wie Eure Neigungen wieder zurückkehren in ihre alten Bah-

nen, aus denen sie sich so glorreich aufgeschwungen hatten, habe ich andere das Licht genießen lassen, die es wohl mehr brauchen als ich – ich kann ja dem Schicksal nicht trotzen und nehme ruhig nach dem Gesetze jenes Wechsels die bei solcher Entfernung gewöhnlich eintretende Kälte hin. Dies alles hat aber nicht nur mein Herz in Eis verwandelt, sondern auch meine Hand völlig zu Stein werden lassen; oft habe ich deshalb, da ich mit Euch Eurer selbst zu spotten gedachte und des Glücks Eures „Wechsels", die Feder zur Hand genommen, nie aber sie wirklich gebrauchen können. Endlich hat die zudringliche Werbung dieses Ehrenmannes, dem seine Freunde lieber sind als die Wahrheit, dieses Wunder dennoch an mir vollbracht, und ich habe mich leichter darein ergeben, weil ich hoffte, aus ihm ein Werkzeug der einstigen Rache zu machen, die ich an Eurer Untreue nehmen will, nämlich mein Bild dem Trugbild Eurer Augen gegenüberzustellen, damit in ewiger Reue Euer Herz die Pein des unseligen Prometheus spüre.

Meinen Zeilen füge ich die Schärpe bei, die ich Euch versprochen habe; nur um mein Ver-

sprechen einzulösen, das ich höher achte als den Zorn, den Eure Verfehlung mich beleidigend erregt: gegen diese wird meine Schönheit immer Mittel genug finden. Und wenn Ihr an meinen Worten zweifelt, gut, ich habe dem Überbringer aufgetragen, Euch die Beweise mitzuteilen, die er selbst dafür hat. Ich lasse ihn selbst sprechen, was er mag.

M.

VI

An Herrn von Chanvallon

Klaget nicht, daß ich grausam sei! Mein Tod, mein Untergang, das sind die Bande, die ich künftig mit Euch haben muß. Eure Grausamkeit, die ist zu überwinden, sie quält mich noch viel unmenschlicher als die des Tereus. Wenn ich Euch Schmerz verursacht habe, so habt Eure Genugtuung und Rache darin, daß Ihr mich an die beiden äußersten Grenzen des Leids habt gehen lassen, wie Ihr es nur Eurem ärgsten Feinde wünschen könnt. Findet es nicht sonderbar, daß ich meinem Verdacht Glauben geschenkt habe: Die unvergängliche Reue, die mir bleiben wird, wird machen, daß ich argwöhnischen Gedanken in Zukunft noch mehr

Glauben schenke. Da, wo man eine so große Feindschaft weiß, kann man wohl Untreue vermuten. Wollte Gott, das wäre das Böseste, worüber ich zu klagen Grund hätte! Wenn schon die Glut meiner aufrichtigen und allzu treuen Leidenschaft nicht Erwiderung durch Liebe verdiente, sollte sie wenigstens nicht durch die Äußerungen eines so grausamen Hasses belohnt werden. Leb wohl, Du Quelle meines ewigen Unglücks! Könnt ich nur ebenso schnell meinem Leben „Leb wohl" sagen, nach Euch verabscheue ich es am meisten.

M.

VII

An Herrn von Chanvallon

So gibt es denn keine Gerechtigkeit mehr im Himmel, keine Treue auf Erden, o ihr Götter! Was muß meine Seele alles kennen lernen, was meine Zunge alles bekennen? Mein Schmerz, mein Empfinden, das Übermaß der Gründe zu klagen, nehmen meiner Feder die Macht, meinem nur zu gerechtfertigten Kummer Worte zu leihen. Was gibts denn noch, du grausamer Himmel, um mich zu demütigen, nach so mannigfachem Elend? Habe ich nicht alle Leiden aus-

gekostet für den, der, allzu undankbar und grausam, ihnen noch die Krone aufsetzt durch seine Treulosigkeit, die härteste Rache, die man an seinem schlimmsten Feind nehmen könnte? Triumphiert nur, triumphiert über meine allzu ehrliche und glühende Liebe! Rühmt Euch nur, mich betrogen zu haben; lacht darüber, spottet darüber zusammen mit der, die den einzigen Trost, den ich noch habe, mir schenkt, daß nämlich ihre geringe Natur Euch Euer Unrecht schnell genug bereuen lassen wird.

Ich werde die Zahl derjenigen vermehren, die der Nachwelt die Treulosigkeit Eures Geschlechtes bezeugen werden. Zwar sind die Bücher nur zu voll von solchem Tun, die schlimmen Erfahrungen dieser Art allzu gemein, und dennoch habe ich Törin, die ich bin, – mehr noch: ich Unselige – mich vor dem Fall in einen so deutlich und viele Male schon gekennzeichneten Abgrund nicht bewahren können! Wie groß war meine Torheit! Wie viel Gründe hätte ich, mich zu tadeln, wenn je wer der Liebe hätte Widerstand entgegensetzen können! Aber alle Erschütterungen der Leidenschaft geben

keine ausreichenden Argumente für die Leute, die haben untersuchen und feststellen wollen, wie es um die Freiheit und Unfreiheit des Willens steht. Denn ohne Zwang von außen, vielmehr einzig nach der Stimme in unserem Innern entscheidet sich unser Wollen und Wählen; der Ausgang, den das Geschick nimmt, kann darum nur uns selbst zugeschrieben werden. So bin ich also ganz allein die Ursache meines Leidens, ich Unbesonnene, Unselige! Und daß mein Schmerz noch bitterer sei, muß ich über mich allein mich noch beklagen! Ich selbst habe meinen Feind aufgenommen, habe ihm die Herrschaft über meine Seele eingeräumt. Froh und voll Lust habe ich sein Feuer angefacht, mit Eifer die Schlingen seiner grausamen Fesseln selbst geknüpft, aus denen die Verachtung allein mich dann befreien konnte. Keine Verachtung hat ja gerechteren Grund als solche, die aus der Selbsterkenntnis entspringt, daß man nämlich das Wichtigste verkannt hat: die Quellen für Liebe und Achtung. Denn ein Fehlgehen des Urteils ist es, wenn man vom Himmel herabsteigt, um auf Erden der Eroberung irgendeines unwürdigen und gemeinen Neuen

nachzujagen, und Mangel an Urteil ist es, umherzuirren, wo's nur das Urteil der Sinne gilt. So setzt man nämlich zwei Dinge gleich, die keine Vergleiche vertragen. Aus solcher Erkenntnis heraus hat die in meinem Innern wachsende Verachtung die Liebe verbannt, und Ihr dürft Euch nicht einbilden, sie je wieder in meinem Herzen entfachen zu können. Ich bedauere nur Eines an diesem Entschluß: daß ich ihn zu spät gefaßt habe; daß ich nicht die kalten Wasserstrahlen, die Ihr aus Mißachtung und um die jetzt Eure Seele beherrschende Niederträchtigkeit zu befriedigen, über mich ausgeschüttet habt, ihre Wirkung tun ließ. Es hätte die Flammen gelöscht, die zu meinem Unglück mit allzu großer Heftigkeit entbrannten – wirkten sie doch auf eine Person, die zur Liebe fähiger war als ihr Urheber. Mein Herz ist voll Zorn, Reue und Schmerz; es hat mich gezwungen, noch einmal Euren blinden Augen die jämmerliche Spur meiner vergangenen Irrungen zu zeigen. Aber all das Leid, das aus ihnen entspringt, ertrüg ich mit viel heftigerer Ungeduld, erhoffte ich nicht als Ende meines Schmachtens nach so langer Buße den Tod. Er ist der einzige

Wunsch meines Herzens. Und so sicher erwarte ich ihn, daß mich diese Hoffnung tröstet, und nur der eine Gedanke quält mich, daß Ihr darüber nicht weniger als ich befriedigt sein werdet. Doch wie er mich auch treffen mag, er komme bald! Ich wünsche, ich ersehne ihn, und flehe die Götter an, seinen allzu säumigen Schritt zu beschleunigen.

Ich bitte Euch flehentlich, wenn Ihr diesen Brief als den letzten von meiner Hand empfangen habt, schickt ihn mir umgehend wieder zurück zusammen mit jenem, den ich Euch gestern schrieb. Ich will nicht, daß sie bei der lieblichen Zusammenkunft, die Ihr heute abend haben werdet, dem Vater und der Tochter helfen, auf meine Kosten sich zu unterhalten.

M.

VIII

An Herrn von Chanvallon

Ihr, einzige Sonne meiner Seele, überlaßt den Elenden die Furcht, Eure Seele auf unstäter Irrfahrt zu sehen, jenen Elenden, die, nur geboren als Zielscheibe der Geringschätzung, der Härte, der Verachtung, ihre schönste Hoffnung darein setzen, ihre Namen unter den glorreichen

Trophäen unserer Siege verzeichnet zu finden. Petrarca meinte, viele bedeutende und hervorragende Persönlichkeiten zu ehren, da er sie als Sklaven Amors, die seinen Triumph verherrlichen, darstellte: ebenso wird Euren Triumphzug jene unendliche Zahl verlorener oder zurückgestoßener Seelen begleiten, die Hymnen Eures Ruhmes und die Klagen Eurer vergeblichen Taten singend; das wird der einzige Lohn für ihre Mühen sein. Sie müssen, wenn sie ihre Seele von einem mit wächsernen Schwingen beflügelten Vogel emporgehoben sehen, – denn für sie darf er nicht „Gott" heißen, ich aber kann ihn mir nicht anders vorstellen – sie also müssen das allerdings rühmlichere Schicksal des Ikarussturzes fürchten, mehr jedoch noch den unfehlbaren Untergang ihrer Seelen; jene muß das Schicksal erwarten, mit dem Ihr die Eurige bedroht; die aber ist trotz allem zu gut gehegt, zu sehr geehrt und zu vollkommen mit der meinen vereint, als daß sie fürchten müßte, daraus verbannt zu werden. Denn sie befiehlt darinnen und wird darin unbeschränkt befehlen; diese Herrschaft ist ihr für alle Ewigkeit zugefallen, ein heiliger Tem-

pel in dem sie ewig fromm verehrt werden wird, ist ihr auf solche Art geweiht.

Doch sagt mir, wie hat es geschehen können, daß Ihr, mein Ein und Alles, in jähem Zorn mich anklagt, Mord, Raub und Frevel begangen zu haben? Ich leugne meine Schuld nicht; doch laßt die sich zum Kläger aufwerfen, die davon betroffen sind, jene, denen ich die Seele, den Körper und was damit verbunden ist, entrissen habe, und die nun gerechterweise Rechenschaft verlangen könnten, allerdings nicht hoffen, sie zu erlangen. Denn nachdem ich all meine Liebe und mein Begehren Euch überlassen, nachdem ich meine Freiheit Eurer Schönheit unterworfen habe, ist meine Seele, mein Herz und mein Leben in Eurer Macht. Ich gehöre nicht mehr mir: in Euch ist mein alles beschlossen. Ihr werdet ihr und mein Richter sein. Aber Ihr werdet auch jenen über Euer Herz die Macht gewähren müssen, die sie zu verdienen vorgeben werden, wenn Ihr solchen Ausspruch für berechtigt haltet. Würdet Ihr wohl so viel Billigkeit besitzen, Euch ihrer zu entledigen, wenn ihre Liebe und Treue, ihre Not und Pein so groß und so voller Verdienst wäre,

daß man ihnen einige Freundschaft schuldete? Groß wäre dann die Tugend Eurer Gerechtigkeit, aber nicht die christliche Nächstenliebe, die man, bevor an sich selbst, erst an anderen zu üben hat; mir wenigstens würde doch die Vollstreckung solches Urteils sehr schwer werden, denn meine Seele hat nur den einen Willen, Euch zu lieben, und mein Herz vermag nichts anderes zu begehren als Euch. Vergewaltigt also Eure natürliche Neigung nicht. Liebt nach dem allen Menschen gewohnten Brauche, was Euch ganz gehört und was Euch weder die Zeit noch das Schicksal noch selbst der Tod zu entreißen vermag.

Wenn Ihr den tausendsten Teil meines Kummers kenntet, würdet Ihr es nicht seltsam finden, daß mein Brief wie mein Geist verworren ist. Entschuldigt also seine Fehler und urteilt, ob ich, fürwahr eine Märtyrerin der Liebe, in diesen vielen Worten noch Euren Ruhm singe, wie ich es würdig zu tun vermöchte, wenn ich frei von Pein und Schmerzen wäre.

Lebt wohl, mein Leben, ich küsse millionenmal diese schönen Augen und die schönen Haare, meine teuren, süßen Fesseln ... M.

IX

An Herrn von Chanvallon

Ihr fragt mit Recht, mein liebes Herz, ob denn die Sonne ihren Lauf geändert habe, da Ihr seht, daß ich sogar an den Tagen ausbleibe, die den heiligen Liebesopfern bestimmt sind, zur Zeit, wo unsere Seelen, in den Feuerhimmel entrückt, mit eigenen Augen die einzig ersehnte und aufs letzte beseligte Vision schauen dürfen? Denn eher wird wahrlich die von der ewigen Vorsehung festgegründete Ordnung der Natur aufhören als jene Sorge, die die Liebe mir schafft, nämlich nicht Augenblicke zu versäumen, die bestimmt sind, ihr so angenehmen Tribut zu zollen. Ich suche gleich Euch den Grund dieses ärgerlichen Hindernisses Eures Glückes, und wenn ich daran denke, wie oft Venus von Juno in ihren meisten Plänen gehindert worden ist, dann muß ich glauben, daß auch hienieden irgendeine böswillige, nach ihrem Bilde geformte mächtige Seele uns solches Ärgernis bereitet. Aber vergebens tritt sie uns entgegen: Auch Äneas kam endlich im sicheren Port an, von der ihm holden Venus geleitet; er litt viel, doch er ging nicht zugrunde.

So wird auch unsere Liebe in diesem unbeständigen, grausamen Meere des Kummers vielerlei leiden, aber nur durch Mühen erringt man den Preis. Am Ende wird sie siegreich und ruhmvoll bleiben, und wir werden uns glücklichen Einvernehmens erfreuen. Wir müssen eben in der Zukunft den Trost suchen, wenn die Gegenwart uns nur Ungemach bietet.

Ach wie böse steht es doch mit uns! Wie unser Glück alle Seligkeit übertrifft, so sind auch unsere Leiden über alles Maß groß. Wundert Euch nicht, Ihr mein Ein und Alles, wenn Ihr diese Überlegung von mir hört! Denn wahrlich, von so viel Schlägen niedergedrückt, erliegt meine Seele der unerträglichen Last ihres Leids, erfüllt wie sie ist von der Pein, sich immer wieder das Paradies Eurer göttlichen Gegenwart rauben lassen zu müssen, um in die Hölle der Tyrannei geschleudert zu werden von jenem grausamen und nur zu meiner Geißel geschaffenen Cerberus. Und dieses Geschick führen gerade alle jene herbei, von denen ich gerechterweise ebensoviel Gutes erfahren müßte, als ich Schlechtes erfahre: ein verwünschtes, teuflisches Volk von Menschen, die meine Augen

durch die Flut ihrer Tränen trübe werden lassen, die meiner Schönheit – ich darf es ja sagen, da ich Euch gefallen habe –, ihren Glanz rauben, mir den Verstand und meinen Geist derart verwirren, daß man solche Unordnung nur einem Chaos vergleichen kann.

Nie hätte ich geduldet, mein einziger Schatz, daß ein so schrecklich verworrenes Bild heute Eure schönen Augen beleidigte; die sind ja für mich wie das rettungbringende Zwillingsgestirn für die Seefahrer, doch fühle ich mehr Besorgnis, Euch Kummer zu bereiten, als Verlangen, meinen Schmerz zu erleichtern. Und ich will lieber meine Klage zurückhalten, daß ich allein von ihr weiß, und mein Leben ersticken, anstatt mein Leid noch zu verdoppeln durch das Nachfühlen des Euren. Bedauert also nicht, mich nicht gesehen zu haben! Aber wünschet und bittet den Himmel beständig um eines: Ist schon die Liebe nicht stark genug, mich zu verteidigen, dann möge wenigstens der Tod mir seine Hilfe nicht versagen!

Ach Gott! wie wenig Freude wird Euch dieser Brief machen! Mein lieber Engel, verzeiht die Heftigkeit meines Schmerzes, der stärker war

als die Absicht, mich zu bezwingen. Aber der Gefangene spricht nur von seiner Gefangenschaft, der Liebende von seiner Leidenschaft und der Unglückliche von seinem Elend. Drum ist es besser, ich schließe; denn Euren Verdruß verlängern, heißt nur ihn vermehren. Laßt ihn für immer fahren, meine Seele, und wenn ich nicht zustande zu bringen vermag, was ich möchte, dann komme all Euer Unglück auf mein Haupt. Ich küsse millionenmal Deinen geliebten und schönen Mund.

M.

X

An Herrn von Chanvallon

Mein liebes Herz, unser Lieben und Leiden verbindet so viel Sympathie, daß ich glauben muß, ein und dieselbe Seele lebt in unseren beiden Körpern, mit demselben Pfeil hat Amor unsere Herzen durchbohrt, und auch das Schicksal, das uns beide mit gleichem Grolle verfolgt, bedient sich des gleichen Mittels, um sich unserem Ruhm entgegenzustellen und unsere Zufriedenheit zu stören. Dieser Gedanke läßt mich mein Unglück geduldig ertragen. Denn da ja die Philosophen unter die hauptsächlichsten

Gründe der Liebe die Sympathie rechnen, kann mir das Leiden nur willkommen sein; ist es mir doch ein Zeichen dafür, daß unser unvergänglicher Bund um so fester gegründet ist! Für mich werden alle Widrigkeiten und Hindernisse nur wie ein Tropfen Wasser auf eine Flamme sein. Die Trennung, die verschiedentlichen Schwierigkeiten, die Unbequemlichkeit, der Zwang entfachen meine Liebe in dem nämlichen Maße, als sie sie in einem schwachen Herzen, in einer von gewöhnlichem Feuer entbrannten Seele erlöschen würden.

Gestern bei einem Ballett, während alle die Kavaliere des Hofes mein Zimmer erfüllten, bin ich eingeschlafen. Ein solcher Tanz, der jeder anderen Leidenschaft erregen würde, hat auf die meine nicht mehr Wirkung als die Wogen des Meeres auf den unbeweglichen Felsen. Ich bin dann nur aufgewacht, um zu bewundern, wie groß mein Glück ist, den zu besitzen, der jenen, die als die Blüte und der Ruhm des Hofes geschätzt werden, so viel überlegen ist wie die Götter den Menschen. So ziehe ich, den Geist auf dieses eine Ziel nur gerichtet, aus allem, was ich sehe, nur das, was dienen kann,

mein Feuer zu nähren und zu unterhalten, meine Liebesglut, die ich liebe und hege wie die wahre Kraft und das eigentliche Leben meines Lebens, das sich von neuem Euch, mein Ein und Alles, ganz ergibt und für alle Zukunft gelobt, ein ständiger Hort der Liebe und Treue zu sein. Lebt wohl, meine geliebte Sonne, lebt wohl, mein lieber Engel, Du herrliches Wunder der Natur. Ich küsse millionenmal die Million edler Eigenschaften, die die Götter in Euch legen wollten, damit die Menschen sie bewundern müssen.

M.

XI

An Herrn von Chanvallon

Ihr, die Ihr mein Leben seid, sündigt gegen unsere Liebe und widersprecht ihrer Vollkommenheit, die Ihr in Euren Versen so gepriesen habt, wenn Ihr behauptet, mein Gefühl sei geringer als Eures. Denn da die Liebe nur durch die Übereinstimmung zu gleichem Wollen vereinter Seelen vollkommen sein kann, dann würde, wenn ich es an Zuneigung fehlen ließe, diese Gleichheit nicht mehr bestehen und folglich auch die Vollkommenheit nicht, die nur aus solcher Harmonie erwachsen kann. Und

ich glaube, Euch fürwahr bewiesen zu haben, mein liebes Herz, daß ich um die Erhaltung dieses Gefühls mehr bange als Ihr, da ich mich doch gewehrt habe, als Ihr unsere Vereinigung in ihrem tiefsten Wesen vernichten wolltet. Ich glaube nämlich, ihre Unsterblichkeit ist, wie die des Achill, nur dem Verhängnis eines gewissen Zufalles unterworfen, vor dem ich es jedoch besser zu schützen wissen werde, als jener seine Ferse zu wappnen wußte. Wenn es noch einen Salomon gäbe, er würde unseren Streit wie den der beiden Frauen entscheiden, die um ein und dasselbe Kind stritten; er gab es derjenigen, die nicht ertragen konnte, es in zwei Stücke geschnitten zu sehen. Ebenso würde er nicht dulden können, daß Ihr in noch grausamerer Weise alle Tage von unserer Liebe ein Stück ihres Leibes oder ihres Lebens abschneidet, sondern würde sie ganz erhalten wollen und meine Liebe als die wahre, vollkommene und den Vorzug verdienende anerkennen. Das werdet auch Ihr sicher zugeben angesichts der Verschiedenheit, die ich Euch in unserer Liebe aufdecken will. Nämlich: Eure Liebe, im Anfang ganz göttlich, da sie ihren

Ursprung aus dem Himmel und aus meiner Schönheit nahm, hat in mir eine von gleicher Art erzeugt; und diese hat sich so bewahrt, denn meine Seele, in die sie einzog, fand sie für ihren Dienst schon gewöhnt und eingerichtet, und dieser Dienst heißt nichts anderes als: mit der Vernunft dem Fleisch gebieten und ihm Gehorsam finden. Meine Liebe nun aber, in ein ganz anders geartetes Wesen kommend, fand Eure Seele verdorben durch niedrige Liebschaften, die sie bisher beherrscht hatten. Sie hatte also nicht nur die lasterhaften Begierden Eures Fleisches zu bekämpfen, sondern auch Eure von ihren Lockungen gefangene und unterjochte, von so vielen Versuchungen besiegte Seele. Und so hat meine Liebe denn die Tugend, die Begleiterin aller göttlichen Dinge, vergessen und würde, sich von jenen fortreißen lassend, ihre Unsterblichkeit ohne Zweifel verlieren, wenn ihr Bruder Castor ihr nicht die seine mitteilte, so daß sie der Nachwelt als leuchtender und schöner Stern erhalten bleiben wird. Erkennet drum also, Ihr mein Alles, wie ungerecht Eure Anklage ist, erwägt, welch schwere Strafe Ihr erleiden müßtet, wenn ich mich auf das Recht

des Gesetzes berufen wollte, das den Kläger, der zu Unrecht beschuldigt hat, zu derselben Strafe verurteilt, die den Angeklagten getroffen hätte. Aber ich will mich nicht auf ein anderes, fremdes Recht stützen, sondern vielmehr das meine Euch beweisen. Ich halte es für keinen kleinen Gewinn, einen Ketzer zu bekehren, und ich habe um so mehr Lust, ihn zu bekehren, als ich seine Hartnäckigkeit kenne. Und da ich das Recht mit meiner Macht verbinden kann, zweifle ich nicht an meinem Unternehmen, und aus Freude über eine so heilige Bekehrung küsse ich tausend- und abertausendmal Deine schönen Augen, diese einzigen Sonnen meiner Seele, die durch sie ganz Feuer, ganz Flamme ist.

M.

XII

An Herrn von Chanvallon

Kein Zweifel, mein liebes Herz, die Liebe ist sophistisch und reich an Überredungskünsten; darum gewährt sie Euch so viele Beweisgründe, daß Ihr fast die Wahrheit in Zweifel ziehen, zur Lüge machen könntet. Ich bin jedoch nicht entschlossen, mich zu ergeben, sondern halte

es für einen größeren Ruhm, da zu siegen, wo größerer Widerspruch vorhanden ist. Ich weiß, Ihr werdet sagen – wie Ihr es schon getan, nachdem Ihr es von mir gelernt habt –, daß es leicht ist, dem Feind in der Ferne zu trotzen. Gewiß, ich gebs zu. Auch daß Eure Gegenwart stets von mir erlangen wird, was nichts sonst erzielen könnte. Allein was mir Sicherheit und Kühnheit gibt, ist der Umstand, daß ich Eure eigene Meinung für mich zum Zeugen anrufen kann. Denn da die Vernunft in allen Menschen gleich ist, herrscht sie überall nach gleichen Gesetzen, und wenn sie irgendwo keinen Gehorsam findet, so ist das doch nicht der Fall bei Menschen, die Euch gleichen; solche, wohlgeleitet, fügen sich ihr stets. Eure Seele will das, was ich will, und ihr gefallen heißt Euch gefallen; denn die Seele allein macht den Menschen aus. Zu einem Ganzen verbunden mit dem Körper, wie sie nun einmal ist, genügen ihr die beiden Sinne des Gesichts und des Gehörs, um ihr Begehren zu stillen, das, ganz und gar verschieden von den Begierden des Körpers, um so weniger Lust hervorbringt, je mehr man jenen anderen nachjagt, die keine

wahre Liebe erzeugen können; denn in ihnen ist kein Verlangen nach Schönheit (Liebe aber ist nichts anderes), und die Schönheit kann nur begehrt und geliebt werden von dem, der sie kennt. Es gibt jedoch zwei Arten von Schönheit: die der Seele und die des Körpers. Die der Seele besteht in der Verbindung mehrerer Tugenden, die des Körpers in Verbindung verschiedener Linien und Farben. Die eine erfaßt man nur mit der Seele, unterstützt von dem Gehör, die andere nur mit den Augen, da wir keinen anderen Sinn haben, sie zu prüfen. Und das Ziel der übrigen Begierden ist so weit entfernt von der Schönheit, daß man es ihr geradezu entgegen gesetzt nennen kann. Denn sie bringen die Vernunft in Verwirrung, ja vertreiben sie fast aus ihrem eigenen Sitz und verbannen durch die Maßlosigkeit alle Harmonie und folglich alle Schönheit. Überlegt nur, wie verschieden diese Regungen sind, damit Ihr nicht mehr mit den Begriffen so verschiedener Dinge Mißbrauch treibt, und erkennet, daß Ihr, ob Philosoph, ob Geliebter, meiner Vernunft nachgeben müßt. Sie findet so ganz in Euch den wahren Gegenstand der wahren Liebe, daß ich gezwungen

bin, Euch vollkommen und ewig zu lieben. So erfüllt von dieser göttlichen und nicht gemeinen Leidenschaft, gebe ich Euch in Gedanken tausend Küsse auf Euren schönen Mund, der allein an der der Seele vorbehaltenen Wonne teilhaben soll, denn er verdient es als Vermittler so vieler schöner und wohlverdienter Worte süßen Lobes, an denen ich mich hoffentlich recht bald entzücken kann ― ― ― ― ― ― ― ― ―

M.

XIII

An Herrn von Chanvallon

Obgleich die Himmelskörper, von ihrer Sphäre getragen und von den sie begleitenden Geistern gelenkt, unseren Augen nicht immer an denselben Punkten erscheinen, an die der Kreislauf ihrer gewohnten Bahnen sie führt, darf die Schuld daran weder dem Geiste zugeschrieben werden, der, allein für diese Aufgabe bestimmt, nie fehlen kann, noch ihnen selbst, die infolge ihrer natürlichen Gestalt ihre geordnete Bahn nicht verlassen können; nur unsere Augen verlieren ihren Anblick durch das Dazwischentreten dichter Wolken. Ebenso, mein liebes Herz, wenn ich für einige Tage die sicht-

baren Äußerungen unterlassen habe, die die Liebe in die Ferne richten muß, – die Liebe, die ich für den Schutzengel meiner Seele halte – so klagt sie nicht an, ihre Pflicht versäumt zu haben, noch viel weniger meine Seele, ausgesetzt zu haben in der Verfolgung der Aufgabe, für die ich glaube, daß sie überhaupt geschaffen ist. Nämlich Euch zu lieben. Denn wie die Sphären sich drehen und in beständiger Bewegung um einen unbeweglichen Punkt sind, so kreisen in dauernder Bewegung meine Gedanken, meine Wünsche, meine Neigungen, geführt von jenem großen Dämon, um den Gedanken an Euch, also um Anfang und Ende aller meiner Wünsche. An den Tätigkeiten des Körpers kann man gehindert werden; aber der Geist kann von dem Gegenstand seiner Neigung weder abgelenkt noch fortgewendet werden. Er sucht mit glühendem Eifer die Vollkommenheit. Und wie könnte er, nachdem er Euch gekannt hat, sie in einem anderen suchen? Je mehr mannigfaltige Gegenstände sich meinen Augen darbieten, um so mehr steigern sie das Verlangen, Euch zu sehen. Denn durch die Vergleichung der Dinge erkennt man ihre Ver-

schiedenheiten. Darum fürchtet nicht die Gesellschaft noch die Männer, die, je mehr sie Euch nachzuahmen suchen, Euch und die Natur ehren, da sie zeigen, daß es ebenso schwierig ist für den einen, die Vortrefflichkeit zu erreichen, wie für den anderen, ihm gleichzukommen. Solch Hindernis war es also nicht, das mir die Gelegenheit raubte, Euch zu schreiben; andere ärgerliche Umstände haben mir die Muße genommen, Eurem geliebten Zorn zu antworten.

Nein, mein liebes Herz, ich glaube wahrlich nicht, daß die Liebe Euch auserwählt hat, um sich in Euch in allen ihren schönsten Eigenschaften zu zeigen. Denn wenn sie wie Gott ihre Macht offenbaren will, dadurch, daß sie überwindet, was ihr am meisten widerstehen möchte, wer könnte besser als Eure göttliche Gegenwart sie uns darstellen? Sie, die im nämlichen Augenblick Mut und Entschlossenheit zeigt? Oh, nein! wer Euch sieht, wird sogleich jene himmlische Majestät erkennen, die Merkur vor der neidischen Aglauros nicht verbergen konnte. Und wenn er sich als Venus und Amor zugleich zeigen wollte, wer könnte ihm so viel

Reize, so viel Anmut, Feuer, Liebesfesseln, Schönheit liefern, wenn er nicht die nähme, die der Himmel, aus seinem Vollkommensten wählend, in Euch vereint hat, um die Welt zu beglücken? Aber sieht man jene liebliche Kindergestalt an, in der man ihn so gerne darstellt, – wer kann ihm so sehr gleichen als Euer kindlicher Zorn, der mir so viel Spaß macht? Wie die Mütter scherzend ihre Kinder zum Streit reizen, um Vergnügen beim Anblick ihres sanft-törichten Zornes zu haben, so empfinde auch ich, wenn ich sehe, wie Eure Liebe das Beispiel solcher Kindlichkeit befolgt, ein so großes Vergnügen, daß ich mich am liebsten immerfort an einem so lieblichen Spiel erfreuen möchte. Seid also meine Liebe, da es keine andere auf der Welt gibt. Seid meine einzige Wonne, mein einziger Engel und mein einziges Leben.

M.

XIV

An Herrn von Chanvallon

Die Schrecklichkeit Eures Elends hat mir die Möglichkeit genommen, Euch zu trösten; es ist ja schwer für den, der selber Hilfe braucht, sie

anderen zu gewähren. Dieser Vorfall war zwar nichts Neues für mich, da ich von der Ehe alles Leid empfangen, das ich je gehabt habe, und sie für die einzige Geißel meines Lebens halte. Aber diesmal hat sie ihre Grausamkeit derart verdoppelt, daß ich ebenso gepeinigt werde, als hätte ich noch nie ihre Bosheit zu fühlen gehabt. Ich wundere mich nicht, wenn Jupiter aus solchem Grund seine Schwester gehaßt hat; aber ich bin erstaunt, daß jener glückliche, aber unwürdige Ixion nicht wie dieselbe Verwegenheit so auch dasselbe Schicksal gehabt hat wie Semele, die Jupiter in der Gestalt sehen wollte, in der Juno ihn sah, und dabei ihr Leben büßte. Ein glückliches und glorreiches, aber mehr noch ein wohlverdientes Ende! Bei einem so schönen Unternehmen sterben, ist ein sehr rühmliches Ende; aber ein so verwegener Wunsch verdient auch keine geringere Strafe. Ach Gott, mein Leben, wie verwünsche ich „ihn". Nein, man sage nicht, daß Ehen im Himmel geschlossen werden: Die Götter brächten eine solche Ungerechtigkeit nicht fertig. Aber es ist doch ein sonderbares Ding, mein liebes Herz, daß die Neuigkeit von etwas Leidi-

gem sich gar so schnell verbreitet; denn den ganzen gestrigen Tag hallte das Wort „Ehe“ in meinem Zimmer wieder. Ich weiß nicht, wie ich es von dem Fluch reinigen kann, den ein so häßliches Wort darin zurückgelassen hat; es ist gewiß dadurch befleckt, und ich würde nicht mehr wagen, darin Apoll ein Opfer zu bringen, ehe es nicht durch Euch wieder geweiht ist. Entschließt Euch also, meine liebe Sonne, die Wolken jener störenden Hindernisse zu zerstreuen, die zwar unsere Körper, nie aber unsere Seelen trennen können: die sind durch ein Los vereint und durch ein ewiges Band verbunden.

Der Gegenstand dieses Briefes verwirrt mir den Geist noch mehr, als er schon verworren ist. Dabei wäre er vielleicht noch nicht einmal so blöde geworden, hätte mich nicht lästige Gesellschaft gestern den ganzen Tag so festgehalten, daß ich kaum einen freien Gedanken hatte. Und heute morgen habe ich so große Eile, mich anzukleiden, um nicht den glücklichen und ersehnten Augenblick zu versäumen, daß ich den Brief nicht mehr abschreiben kann. Ich bin ja auch sicher, daß meine Gegenwart angenehmer sein

wird als der Anblick eines schön geschriebenen Briefes. M.

XV

An Herrn von Chanvallon

Niemals, mein liebes Herz, werde ich glauben, daß eine Seele, die von so treuer Liebe zu würdiger Schönheit erfüllt ist, so wenig fruchtbar sein sollte, daß in ihr auch nur der leiseste Wunsch entstehen könnte, von einer so angenehmen Übung zu lassen; auch wird sie ja durch das Studium schöner Bücher nicht gestört, denke ich, sondern das Vergnügen an denselben wird vielmehr dadurch gesteigert. Da also die Bücher dazu dienen, die Verliebten bei der Betrachtung der Ursachen und Wirkungen ihrer Leidenschaft zu erhalten, so werde ich, wenn Ihr Euch beim Lesen zu langweilen anfangt und ich bemerke, daß Ihr einen anderen Zeitvertreib nötig habt, den Schluß ziehen müssen, daß die Schuld an Eurer abnehmenden Neigung liegt und nicht an der Beschäftigung mit gelehrten Dingen. Diese schenkt vielmehr einer verliebten Seele immer neue Mittel, sich in ihrem Schmerz zu trösten, ihr Feuer zu nähren, ihrem Trachten zu Ruhm und Vollendung zu verhelfen. Haben doch die

Philosophen, als die vollkommensten und erlesensten Geister ihrer Zeit, mehr und tiefer von dieser göttlichen Leidenschaft gerührt als die anderen, so Vieles und so Verschiedenartiges darüber geschrieben, daß man stets etwas darunter finden muß, das jenem gleicht, was man selbst empfindet. Und das bringt Trost genug, um nicht zu sehr die Trennungszeit zu beklagen. Hätte ich allein Macht über mich, ich wollte mich beständig so beschäftigen; denn ich kenne nichts, was mir, wenn ich Eurer lieben Gegenwart beraubt bin, Freude bereiten könnte außer solcher Lektüre, die sie mir durch die schönen, leidenschafterfüllten Worte ins Gedächtnis ruft. Ich habe gesehen, daß Ihr früher der gleichen Meinung waret, und wenn Ihr sie jetzt ändern solltet, so muß schon irgendeine ganz besondere Schönheit in der Gesellschaft, die Ihr aufsuchen mögt, Euch gefallen; sonst bringt das Treiben der Menge ja weder Freude noch Linderung, und meistenteils bleibt nur Verwirrung und Beschämung in uns zurück. Indessen, wenn das Vergnügen der Abwechslung Eure Seele auch nur ein wenig angestachelt hat, folgt bitte getrost Eurem Verlangen. Ich fürchte nicht, daß

etwas Besseres Euch festhalten wird, denn ich bin fest überzeugt, wenn wir alles und alle um uns geändert hätten, würden wir doch wieder zu uns zurückkehren.
Es ist auch nicht nötig mir solchen Schreck zu bereiten, um mich weniger träge zu machen. Wenn unser Liebesbote ohne Antwort zurückgekehrt ist, dann wird er mich nicht ohne Bedauern lassen darüber, daß ich Euch durch ihn nicht die Freude bereiten konnte, an der ich wie an allem, was Euch betrifft, zu großen Anteil habe, um nicht selbst Mühe daran zu verwenden. Aber Ihr wißt das alles ja nur zu gut, mein Leben, und ich brauche nicht vieler Worte, um es Euch zu versichern, ebenso wie Ihr auch wißt, daß ich hier eine Gesellschaft habe, die mir den Geist verwirrt wie diesen Brief. Entschuldigt das, bitte, und laßt mich noch diesen Augenblick wissen, ob Ihr mich heute besuchen werdet. Lebt wohl, mein Alles, ich küsse Euch millionenmal.

M.

XVI

An Herrn von Chanvallon

Wenn man durch Beschönigen unser Unglück lindern oder beseitigen könnte, dann, mein lie-

bes Herz, wäre es auch meine Meinung, ich müßte handeln wie Ihr: nämlich alle Anzeichen der Gefahr, die sich zeigen, übersehen, alle Warnungen, die wir empfangen, überhören. Aber so viele Beispiele lehren uns die schlimmen Folgen, die solche Sorglosigkeit nach sich zieht, daß ich nicht einwilligen mag, ihre Zahl noch vermehrt zu sehen durch den Untergang dessen, was mir auf dieser Welt das Liebste ist. Denn nach der Vernichtung unserer Liebe oder Eures Lebens hätte ich keinerlei Verlust mehr zu fürchten; mein Leben, meine Ruhe und mein Glück hängt ja nur an diesen beiden Gütern, es sind die einzigen, die ich bewahren will. Findet also darum, ich bitte Euch, die ungeheure Furcht nicht erstaunlich, die mich bei dem Gedanken, sie verloren gehen zu sehen, erfaßt. Und da ich glaube, daß das eine Gut, unsere Liebe, nach all den Jahren und Zeiten über jede Unbeständigkeit und jeden anderen Zufall erhaben ist, wende ich meine ganze Sorge dem anderen Gute – Eurem Leben – zu. Ich kann mich der schrecklichen Angst um Euer Leben nun einmal nicht erwehren, und sie läßt mich tausendmal mein Leben verabscheuen und verwünschen, weil es so elend

ist, daß es anstatt dem, dem es geweiht ist, zu dienen, ihm nur Leid und Unannehmlichkeit verursacht. Wollte Gott, daß das Ungewitter über mich allein herniedergehen wollte; dann würdet Ihr erkennen, wie viel leichter ich das Unglück am eigenen Leibe ertragen wollte, als es Euch um meinetwillen leiden zu sehen. Wäre die Entscheidung nur bei mir gelegen, nie hätte meine Hand dieses grausame Urteil unterzeichnet; immer habe ich den Tod für eine so göttliche Sache gering geachtet, aber Euch in Gefahr bringen! oh nein! mein Leben, es gibt keine noch so große Pein, der ich mich nicht eher hätte unterwerfen wollen! Ich gebe Euch keinen geringen Beweis dafür, indem ich mir das Vergnügen Eures lieben Anblicks versage, der mir doch ebenso notwendig ist wie die Sonne den Frühlingsblüten. Sie welken nicht schneller, wenn die Sonne sich von ihnen wendet, als mein Leben und meine Schönheit, muß ich Eurer schönen Augen Anblick entbehren, Glanz und Kraft verlieren. Urteilt also selbst, Ihr mein Alles, welche Furcht ich um Euch habe, und ob ich ohne Bedauern und ohne Anstrengung mich dazu zwinge die schöne Gelegenheit,

die sich bot, vorbeigehen zu lassen; – diese Gelegenheit, die sich noch bieten würde, wenn von Eurer Seite alles so vorbereitet worden wäre, wie von meiner. Doch da es nicht an mir liegt und durch Eure Schuld allein uns ein solches Glück genommen worden ist, ertrage ich es, ohne aufzuhören, Eure Hände mit jener Liebe zu küssen, die zu allerletzt in mir sterben wird. Ich bitte Euch diesen verworrenen Brief zu entschuldigen. Ich bin von Jammer und Schmerz so niedergedrückt, daß ich ihn nicht abzuschreiben vermag.

M.

XVII

An Herrn von Chanvallon

Das ist fürwahr zu viel, mein liebes Herz: mit einem Schlage sich der wirklichen Gegenwart seines Glückes beraubt zu sehen und des Mittels, das leidenschaftlich erregte Herz durch Schreiben zu erleichtern. Es heißt eine Seele ersticken und ihr nicht nur die Möglichkeit zum Seufzen, nein zum Atmen zu nehmen, wenn man das Herz mit so viel Kummer bedrückt. Wollte Gott, Ihr sähet, wie mein Leben ist, ach, dann würdet Ihr meine Hölle nicht

Paradies nennen, würdet mich nicht anklagen, zu stolz das zu besitzen, was die Bewunderung der Menschen und den Neid der Götter erregt, diesen unwürdigen Kreaturen Trotz bieten zu wollen. So unwürdig und unvollkommen sind diese Menschen ja, daß ich, auf Euch zum Vergleiche aufblickend, ganz starr vor Staunen bin, daß ein so großer Schöpfer, der Euch in die Welt gesetzt hat, auch so gemeine und elende Wesen, die in mir nur Verachtung und Mitleid zu erwecken vermögen, hat schaffen können. Mein Geist zum Himmel Eurer Vollkommenheit erhoben, kann an nichtigen Wesen und irdischem Tand keinerlei Stolz und Vergnügen mehr finden; und dies umso weniger, da man Euch mit allen diesen hier gar nicht einmal vergleichen kann, wobei wenigstens Eure Verdienste heller leuchten würden! Das muß Euch überzeugen, wie fest Euer Bild in meinem Herzen eingeschlossen ist, muß Euch beruhigen, nicht bloß dieses Bacchus[1] wegen, sondern auch aller derer, die – neue Phaetons – einer nichtigen Ähnlichkeit wegen so verwegen sein möchten, sich fähig zu glauben, den Schritten des

[1] Pseudonym.

einzigen Phöbus zu folgen; wäre es auch nicht gewiß, daß die Erde nur eine Sonne haben kann, sicherlich ist es wahr, daß meine Seele von Eurer Schönheit allein ihr Licht und Leben erhält. Ihr wißt es ja, mein liebes Herz! in Eurem letzten Brief habt Ihr mir das ja eingestanden. Aber, ich bitte Euch, seid überzeugt, daß Ihr nicht so viel Freude habt es zu glauben, als ich beim Hören eines so herrlichen Geständnisses empfinde. Meine Vollkommenheit ist nichts als meine Liebe. Nicht als wäre ich deswegen der Meinung Platos, der den Liebenden, gleichsam von einem göttlichen Geist erfüllt, für vollkommener hält als den Geliebten. Denn da ich beides bin, werde ich immer diesen beiden Eigenschaften bewahren und sie schätzen, wie's ihnen zukommt, wenn ich auch die Ursache der Wirkung vorziehe. Dies wäre ja so, wie ein Kind undankbar gescholten werden müßte, das seine Mutter nicht anerkennen und ihr nicht nachstehen wollte. Unsere Schönheit aber ist es, die unsere gegenseitige Liebe erzeugt hat. In endlosem Kreislauf wird sie ihre Bahn gehen, die unvergänglich ist, wie unvergänglich auch das Wesen ihrer Ursache.

M.

XVIII

Herr von Chanvallon an die Königin

Ich hätte nicht gewagt Euch zu stören, während Ihr so vertieft in Eure fromme Andacht wart; aber heute, meine Königin, wo ich glaube, daß Ihr, wie man sagt, den lieben Gott nach Galiläa schicken könnt, mag ich nicht fürchten die Fährte wieder aufzunehmen: Ich will Euch daran erinnern, was ich für Euch bin, und glaube, um mein Glück zu krönen, nicht besser tun zu können, als es Euch in diesem Brief darzutun, damit Ihr durch Recht und Billigkeit, die immer auf meiner Seite sein werden, so kräftig angetrieben werdet, daß alle die Hindernisse, die sich Euch etwa entgegenstellen, keine Gewalt über Eure Tugend bekommen können. Ihr hattet geruht, mir zu versichern und zu versprechen, daß ich gestern die Ehre haben würde, Euch zu sehen. Ich bitte Euch untertänigst und flehentlich, es wenigstens heute abend für passend zu halten, mich zu empfangen. Und ich versichere Euch schon jetzt, daß ich Euch eine Unmenge von Dingen zu erzählen habe, die ich erfahren habe und die von nicht geringer Wichtigkeit sind. Ich glaube, Ihr

habt noch nichts von einem Streit, der sich zugetragen hat, gehört; ich muß aber noch mehr darüber erfahren. Also gewährt, mein Herz, mir heute abend das Glück, Euch zu sprechen, und entschuldigt Euch nicht mit Euren Schmerzen, die Euch gewiß nur so lange hindern, als es Euch gefällt. Und dann, die allgemeine Aufregung wird es gewiß dahin bringen, daß alle Leute früher zu Bett gehen und fester schlafen werden ... Lebt wohl, meine liebe Herrin, ich küsse untertänigst Eure schönen Hände.

XIX

Herr von Chanvallon an die Königin

Ihr habt mich der Untreue anklagen wollen, meine Königin, obwohl Ihr nicht zweifeln könnt, was ich Euch bin, und so gut wißt wie ich, daß Eure große Härte mich allzu grausam leiden läßt. Auch versteht Ihr sehr wohl, daß ich, wollte ich mich selbst geringschätzen, alles das verachten könnte, was mich hindern möchte, Euch meine unendliche Liebe zu bezeugen. Denn, wenn solche „Gründe“ Euch bis zu dieser Stunde dazu gedient haben, mich zu quälen und zu martern und das letzte von dem, was

ich im Herzen und in der Seele trage, herauszupressen, so habt jetzt Erbarmen mit mir, wo Ihr doch aus so vielen gerechten und offenkundigen Beweisen erkennen müßt, daß ich ganz Euch gehöre. Macht bitte, Herrin, wenn Ihr schon nicht wollt, daß ich etwas von dem zu fühlen bekomme, was meiner Treue und meiner Geduld Lohn hätte sein sollen, macht, daß Ihr wenigstens an Stelle eines Lohnes mit den unerträglichen Qualen aufhört, durch die Ihr mich gepeinigt habt, seit Eure Tugenden mich zu Eurem Sklaven machten. Erinnert Euch, meine Königin, der Schwüre, die ich gestern so feierlich in Eure schönen Hände erneuerte, und Ihr werdet gestehen, daß Ihr in mir die Lauterkeit meiner Gesinnung last, wenngleich Ihr denken müßt, daß alles, was ich Euch auch sagte, doch nicht den geringsten Teil meiner Liebe auszudrücken vermag. Ich weiß, Ihr werdet es seltsam finden, wenn ich Euch flehentlich zu bitten wage, mir die Ehre zu gewähren, daß ich Euch morgen ein Viertelstündchen sprechen darf. Aber ich habe heute etwas erfahren, was Ihr wissen müßt, etwas Wichtiges, etwas, das man nicht schreiben kann, wie Ihr selbst wer-

det beurteilen können. Eine Freundin hat mir gesagt, Ihr zeigtet Euch unzufrieden mit mir. Ihr wißt, Herrin, ob Ihr Gelegenheit dazu habt, da Ihr nur die Äußerungen meiner glühendsten Leidenschaft kennt. Habt also Mitleid mit mir, mein Herz, und duldet für ein Wesen, das Euch so liebt, das bißchen Ungemach. Ich küsse untertänigst Eure schönen Hände.

Briefe an verschiedene und den König, ihren Gemahl

XX

An Herrn von Pibrac

Herr von Pibrac war ein Höfling, der sich mit den nicht gerade klaren Vermögensangelegenheiten der Königin zu beschäftigen hatte und dessen Beziehungen zu Reine Margot auch nicht gerade klar sind.

Ich wundere mich unendlich, mein Herr, wie unter einem so milden Äußeren sich so viel Undankbarkeit und Böswilligkeit verbergen kann. Ich weiß, daß Ihr das Gerücht verbreitet habt, ich wollte an den Hof zurückkehren. Und weil Ihr glaubtet, ich könnte es entdecken und Eure wahre Absicht durchschauen, habt Ihr dem zuvorkommen wollen und mir darum einen Brief gesandt. Ihr schreibt mir, der König habe Euch danach befragt und da hättet Ihr ihm geantwortet, wenn er mir die Kosten der Reise geben wollte, so wäre ich bereit: das tatet Ihr um mich ihm noch verhaßter und weniger erwünscht zu machen. Aber diesmal werdet Ihr Euch getäuscht haben, wenn Ihr meintet, meine Absicht

zu durchkreuzen; denn Ihr seid sehr schlecht berichtet gewesen. Es ist nur zu klar, wie sehr Ihr allem dem entgegenzuarbeiten sucht, was ich – nach Eurer Meinung – wünsche und wovon Ihr glaubt, daß ich Nutzen haben könnte. Denn als Herr von Gratens da war, ließt Ihr ihn dann an den König, meinen Gemahl, schreiben, er möge sich wohl hüten mich laufen zu lassen; er könnte nichts tun, was ihm schädlicher wäre. Und mir, mir habt Ihr nichts geschrieben und nichts mitgeteilt, das mir nicht jede Hoffnung auf das Wohlwollen des Königs geraubt, das mir nicht jede Erwartung, von ihm irgend etwas Gutes zu empfangen, genommen hätte. Wiederholt schriebt Ihr, es sei nur Geld vorhanden für drei oder vier Mätressen, und alle meine Forderungen würden abgewiesen. Ich solle von ihm nur noch das Allerschlimmste erwarten. Diese Eure Worte hat mir Fredeville mitgeteilt. Durch Cambronne ließet Ihr mir sagen, der König wollte nicht einmal meinen Namen hören, und er habe Euch verboten, in meinen Diensten zu sein. Nicht bloß jetzt, auch als die Königin hier war, sagtet Ihr mir das gleiche, indem Ihr alles, was sie sprach, in die-

sem Sinne auslegtet; auch daß sie mich durchaus nicht so gern hätte. Aber Ihr wolltet eben nur mich und den König entzweien. Und ebenso bemühtet Ihr Euch, mich an seiner Freundschaft verzweifeln zu lassen und mich mit ihm zu verfeinden, als Ihr mir in Pau, betreffs des Streites, den wir über die katholische Religion hatten, angebliche Äußerungen von ihm hinterbrachtet, die er mir geschworen hat, nie auch nur gedacht zu haben. Wären sie wahr gewesen, so hätte ich nicht die Behandlung erfahren, die ich seither stets von ihm erfahren habe. Erinnert Euch auch an die Warnung, die Ihr mir im März vor einem Jahre zuschicktet (mit so dringenden Worten, daß Ihr sagtet, die Tränen kämen Euch beim Schreiben!): Ihr hättet meiner Nativität nachforschen lassen und erkannt, daß „er" mich in jenem Monat mit eigener Hand töten würde, und Ihr rietet mir darum und bätet mich sogar flehentlich, unverzüglich nach Agen oder einer andern mir ergebenen Stadt mich zurückzuziehen. Hätte ich das damals getan, wo er mich gerade besser behandelte, dann konnte ich nur erwarten, für mein ganzes Leben unversöhnlich mit ihm ver-

feindet zu sein. Und als Ihr aus meinem Antwortschreiben erkanntet, daß ich gar nicht daran dachte und Eure Intrige durchschaute, schriebt Ihr mir zwei Briefe, um Euch zu entschuldigen, (die ich noch habe).

In dem ersten schriebt Ihr: was Euch die Feder in die Hand gedrückt habe, sei die Pflicht des Gehorsams gegen die, die Euch zu befehlen hätten (darunter kann ich nur den König und die Königin verstehen, denen ich nicht zutrauen kann, Euch je einen so niedrigen Auftrag zu geben); und nur Ihnen gehorchend handeltet Ihr als ungetreuer Freund gegenüber mir, derjenigen, die Euch wie zum Vater erwählt hat. Ihr, in dessen Hände ich mein ganzes Schicksal legen wollte.

In dem zweiten Brief schriebt Ihr mir eine nicht weniger unschickliche und für einen so klugen Mann auch unüberlegte Entschuldigung: es hätte Euch nur die leidenschaftlichste Liebe zu mir dazu gebracht, mir jene Warnung zu senden, und das hättet Ihr mir nicht zu enthüllen gewagt; aber jetzt sähet Ihr Euch dazu gezwungen und begehrtet mich wiederzusehen. Frau von Piquiguy, der ich den Brief zeigte, hat Euch

bezeugen können, in welchem Zorn sie mich da sah. Ich wollte Euch gar nicht antworten, weil ich fürchtete, das würde Eure Feindseligkeit gegen mich, die damals nur zu sehr an den Tag trat, noch steigern: denn Ihr saht mich in der Not, in die der König mich gebracht hatte, und die mir keine andern Mittel zum Leben ließ als das Haus, das der König mir geschenkt hatte, zu verkaufen; da verhindertet Ihr, daß mehrere Leute es kauften, die das Geld bezahlen wollten, das Ihr dann eingeheimst habt, indem Ihr es teurer verkauftet, als Ihr es gekauft hattet. Und nicht zufrieden damit, mir diese Hilfsquelle genommen zu haben, – als Ihr saht, daß ich aus den Depositengeldern einige Hilfe gewinnen konnte, schaltetet Ihr so damit, daß Ihr ein Drittel davon einem Manne gabt, der mir gar keine Kündigung zugestellt hatte, und der zur Beitreibung des Geldes gar nicht berechtigt war, wobei Ihr für jedes Parlament, bei dem das Edikt nicht genehmigt wäre, einen Abzug machtet. Und um mir jede Verfügung über das Geld zu nehmen, wiest Ihr die ganze Summe nach Eurem Belieben verschiedenen Leuten zu und ließet mir nur sechstausend Taler übrig. Als

ich sah, daß das von Euch verwendete Geld der Betrag einiger Renten war, über die Ihr gar nicht zu verfügen hattet, hätte ich eigentlich Euren Handel wieder rückgängig machen können. Aber um Euch nicht Lügen zu strafen, lasse ich es schon dabei und bestätige, was Ihr getan habt, wiewohl zu meinem großen Schaden.[1] –

– –

– – Alle diese schlechten Dienste sind der Dank für das Vertrauen, das ich in Euch setzte, indem ich Euch alle meine Geschäfte anvertraute und nur immer Euer Wohl im Auge hatte; meiner geringen Mittel wegen konnte ich Euch das nicht so beweisen, wie ich es gewünscht hätte, aber mein möglichstes habe ich stets getan. Seitdem ich im Besitz meiner Ländereien bin, ist keine Pfründe frei geworden, die ich Euch nicht gegeben hätte. Ihr habt sie nicht annehmen wollen, um mir keinen Dank zu schulden, und habt es vorgezogen Euch von denen be-

[1] Hier folgen noch weitere Vorwürfe Margaretens an Pibrac; sie wirft ihm vor, bei Ordnung ihrer allerdings immer verworrenen Geldgeschäfte zu ihrem Nachteil gehandelt zu haben.

zahlen zu lassen, die danach strebten, mich meines Anrechts zu berauben. Das sind sonderbare Handlungen für einen Ehrenmann, wie Ihr es seid, und es würde Euch wenig zum Vorteil gereichen, wenn sie zur Kenntnis der Leute kämen; aber das will ich nicht, obwohl i c h mich nicht zu schämen brauchte, durch Eure schönen, süßen Worte betrogen worden zu sein, bin ich doch nicht die einzige auf der Welt, der es so ergangen ist. Und das liegt mir seit so lange schon auf dem Herzen (das zu sehr feind ist jeglicher Treulosigkeit oder Hinterhältigkeit, um derlei still ertragen zu können), daß ich mich nicht länger zurückhalten konnte, und mich bei Euch selbst darüber beklagen muß. Ich will nur Euer eigenes Gewissen zum Zeugen anrufen, damit Ihr angesichts Eures Ranges und Standes das Unrecht erkennt, das Ihr durch so viele Undankbarkeit und Treulosigkeit auf Euch geladen habt. Ich bitte Gott, Herr von Pibrac, er möge Euch in Zukunft einen zuverlässigeren Freund sein lassen.

Ich vergaß Euch zu sagen, daß ich erfahren habe, Ihr hättet verschiedenen Leuten erzählt: als Ihr mir jene schöne Warnung vom März

schicktet, da hätte ich Euch einen Traum mitgeteilt; ich sollte geträumt haben, daß man mich töte, und davon ganz erschreckt aufgewacht sein. Ich wundere mich, wie Ihr nur solches habt erfinden können, denn Ihr wißt doch ganz genau, daß es nicht wahr ist. Und doch habt Ihr es überall verbreitet. Ich bitte Euch, laßt ab von derlei bösen Diensten; denn ich bin es überdrüssig, sie zu ertragen.
Eure beste, allein am wenigsten verpflichtete Freundin.

M.

XXI

An den König von Navarra, meinen Herrn Gemahl

1582.

Eben kommt Herr Montigny und versichert mich – wie auch Eure Briefe es tun – der Besserung in Eurer Gesundheit; wofür ich Gott danke. Herr von Plasac ist erst so kurze Zeit fort, und seitdem ist gar nichts Neues passiert, so daß ich nur auf Eure Briefe zu antworten brauche. Ich will Euch also sagen, mein Herr Gemahl, daß ich Eurem Auftrag folgend gleich nach meiner Ankunft nur ganz oberflächlich

Euch schrieb, was ich in so kurzer Zeit eben hatte sehen und hören können; daher war es schwer irgend ein festes Urteil über so viele, verschiedene und mannigfache Dinge zu gewinnen, über die ich Euch also nur den ersten flüchtigen Eindruck mitteilte. Die Besorgnis etwas falsch zu tun, wenn ich es unterließ, ließ mich so handeln. Da Ihr es jedoch schlecht aufgenommen habt, wie Eure Briefe mir zeigen, werde ich mir diese Freiheit künftig nicht mehr nehmen. Ich tat es eben nur, weil ich mir sagte, vielleicht könnte ich Euch einen Gefallen damit erweisen. Wenn ich Euch riet, an den Hof zu kommen, so bin ich darin nur dem Rat gefolgt, den man Euch in der Versammlung von Montauban gab; und ich habe Euch darüber gesagt, was ich für Euer Bestes hielt, und nach dem Eindrucke, den ich von Euren sonstigen Handlungen hatte. Ich fürchtete nur für Eure Sicherheit, die ich damit erreicht glaubte, und auch Ihr, deucht mir, Herr, hieltet es damals für nötig, nicht weniger die Besonnenheit Eures Großvaters, des verstorbenen Königs, als die Tapferkeit des Herrn von Lautrec zum Begleiter zu wählen.

Und was „votre fille“ [1] betrifft, so habe ich Euch mitgeteilt, was ich zu meinem größten Bedauern über sie gehört habe und alle Tage wieder höre. Ihr sagt, Herr, daß es nie eine Schande für mich sein wird, Euren Willen zu tun. Das glaube ich auch, Herr, weil ich Euch für so vernünftig halte, nichts von mir zu verlangen, was einer Person meines Standes unwürdig ist oder meiner Ehre, an der Ihr ja ein viel zu großes Interesse habt, schadet. Und wenn Ihr von mir verlangen wolltet, ein Mädchen bei mir aufzunehmen, dem Ihr – nach der Ansicht aller Leute – ein Kind geschenkt habt, würdet Ihr finden, daß das eine doppelte Schande für mich wäre, einmal wegen der Demütigung, die Ihr mir antut, und dann wegen des bösen Rufes, den ich mir zuziehen würde. Ihr schreibt, Herr, um dem König, den Königinnen und allen, die darüber reden sollten, den Mund zu schließen, sollte ich nur sagen: „Ihr liebt sie und deswegen liebe auch ich sie.“ Die Antwort wäre gut, wenn es sich um einen Eurer Diener oder Dienerinnen handelte, aber da's Eure Mätresse ist! Wäre ich

[1] Mademoiselle Fausseuse, eine der Mätressen Heinrichs IV.

aus einem Stande geboren, der die Ehre Eure Gemahlin zu sein nicht verdiente, diese Antwort könnte mir zukommen. Aber einem Weibe aus adeligem Stande, wie ich es bin, würde sie wenig ziemen, und ich werde mich wohl hüten, sie zu geben. Ihr sagt, Herr, Ihr hättet wohl vorausgeahnt, was Ihr jetzt sähet, aber ich schulde Euch mehr Entgegenkommen als ihre Feinde. Ihr hättet überlegen sollen, daß ich sie, wo ihr Unglück so allgemein bekannt ist, nicht bei mir würde halten können – derlei ist nie geschehen. Zwar haben Königinnen Mädchen gehabt, denen dies passiert ist, aber dann haben sie sie sofort aus ihrer Nähe entfernt. Es war auch nicht ohne Grund, daß Ihr glaubtet, ich müßte Euch entgegenkommen, angesichts der Beweise, die Ihr da habt: habe ich doch geduldet, was, ich will nicht sagen, keine Prinzessin, nein, kein Mädchen je geduldet hat, indem ich ihr beistand, ihren Fehltritt verbarg und sie seitdem immer bei mir hielt. Wenn Ihr das nicht Entgegenkommen heißt, wahrlich, dann weiß ich nicht, was Ihr darunter versteht. Über ihre Eltern habe ich Euch nichts geschrieben als was sie selbst, Herr von Cha-

stellerant und ein Onkel von ihr mir gesagt haben. Wenn sie über Euch empört sind, und wenn sie Grund dazu haben, — mich gehts nichts an, ich bekümmere mich nur um das, was jetzt ist. Sorgt Ihr nicht für sie, so werde ich es tun, um sie zu verheiraten, und werde dazu sehen, daß es ihr gut geht, und sie nicht zu leiden hat und zwar, weil es mein eigener Wunsch ist, Euch zu helfen, nicht weil ich die Drohungen Eures Briefes fürchte, in dem Ihr sagt: „Wer Eurem Mädchen Unrecht tut, tut es Euch." Denn wenn ich meine Pflicht tue, werde ich immer auf die Wahrheit und das Recht bauen können, die auf meiner Seite sind und auch Euch einst zur Einsicht bringen werden, wie hoch Liebe und Treue, wie ich sie Euch darbringe, zu schätzen sind. Ich erkenne wohl meine Unfähigkeit, für die mein Eifer und guter Wille nicht genug Ersatz bieten können, und ich weiß, daß in der hohen Politik eine unwissende und dumme Frau wie ich viel Irrtümer begehen kann. Wenn Ihr deshalb einen von Euren Dienern hierher schicken wolltet, auf den Ihr Euch genügend verlassen könnt, würde er Eure Sache viel besser vertreten können; auch bin ich selbst

sonst gehindert, auf meine eigenen Angelegenheiten Obacht zu geben, obzwar sie es sehr nötig haben. Ich küsse Euch, Herr, untertänigst die Hand.

M.

XXII

An den König, meinen Herrn

Usson, 14. Oktober 1594.

Gnädiger Herr,

Mit dem Briefe, den Eure Majestät mir zu schreiben beliebt haben, habe ich die Nachricht empfangen, die Herr Erart mir überbringen sollte. Dafür kann ich Euch nicht genug Dank wissen. Nichts kann mich so sehr dazu bestimmen, mein Leben zu erhalten, als wenn ich sehe, wie Eure Majestät sich darum zu bekümmern geruhen. Mein Leben wird mir nur wert sein so lange ich glauben darf, so glücklich zu sein Eurer Majestät irgend einen, wenn auch geringen und nur bescheidenen, Dienst erweisen zu können. Das ist mein einziges Streben auf dieser Welt. Gott hat mich gnädig bewahrt vor den Anschlägen Eurer Feinde, die immer, obgleich man Euch das Gegenteil einreden will, auch die meinen gewesen sind; ich war in der höchsten Angst,

weil ich fürchtete, Eurer Güte und Gnade verlustig zu gehen. Doch jetzt, wo Ihr mich dieses großen Gutes versichert, bin ich zufrieden und werde mein Leben so sehr lieben als ich es bisher verabscheute. Ich hoffe, Gott wird mir zur Seite stehen bei der großen Sorge, die ich nach Eurem Geheiß auf mein Leben verwenden werde. Indes ist das Schloß hier so fest, und ich halte mich so zurückgezogen, daß ich, selbst wenn es an der Grenze läge und nicht so weit von Euren Feinden entfernt, nichts darin zu fürchten hätte. Das einzige, was wir zu fürchten haben, ist eine Belagerung, die uns durch Aushungerung zur Übergabe zwingen wollte. Aber ich habe Lebensmittel für mehr Jahre hier als uns die Feinde Wochen belagern könnten. Und Gott wird ihnen niemals so viel Kräfte geben, daß sie dort Eurer Majestät so viel zu schaffen machen und gleichzeitig hier tief im Inneren Eures Reiches so lange sich verweilen könnten. Allem Anscheine nach ist eher zu erwarten, daß Eure Majestät sie in ihrem Lande besucht, als daß sie ein so unverdientes Glück haben. Wenn Eure Majestät diese Festung gesehen hätten sowie die Art, wie ich mich darin halte, würden

Sie gewiß lachen über die meinem Geschlecht eigene Verzagtheit und nur Gott allein für mächtig genug halten, etwas dagegen auszurichten. Mit gutem Grunde habe ich diese einsame Burg für wunderbar geeignet gehalten, meine Rettungsarche zu sein. Und obwohl ich sehr einsam bin, werde ich glücklich sein, sofern Eure Majestät mir nur Ihre Freundschaft bewahren. Das ist das größte Glück, das ich mir in meinem Alter wünschen könnte, und ich bitte Eure Majestät untertänigst, es mir dauernd zu erhalten. Indem ich untertänigst Eurer Majestät die Hände küsse, bitte ich Gott, Eurer Majestät ein langes Leben und vollkommenes Glück zu gewähren. Eure sehr ergebene und gehorsame Dienerin, Frau und Untertanin,

Margaretha.

XXIII

An den König, meinen Herrn

Usson, 8. November 1594.

Gnädiger Herr,

Wie ich es für das größte Glück halten würde, Euch etwas schreiben zu können, was Eurer Majestät Vergnügen bereiten könnte, so tut es

mir unendlich leid, wenn ich Sie belästigen muß. Das ist in dieser Sache mein heftigster Schmerz, wenn auch das Ausbleiben Eurer Geldanweisungen, die Ihr mir zu geben versprochen hattet, mir die größten Unannehmlichkeiten und Beschwerden bereitet. Da ich aber ohne diese nicht leben kann, sehe ich mich gezwungen, mich bei Eurer Majestät zu beklagen; als Ersatz für die Pension, die mir Eure Majestät in diesem Jahre versprochen hatten, und die man mir so gut wie ganz abziehen will, bitte ich Eure Majestät mir den in Toulouse freiwerdenden Posten eines Präsidenten zu überlassen; das Geld, das sich daraus gewinnen läßt, werde ich dann als Zahlung ansehen. Und zwar bitte ich, die Stelle Herrn von Monrave zu übertragen, einem der ältesten und fähigsten Räte in Toulouse und einem der treuesten Diener Eurer Majestät. Damit, gnädiger Herr, würden Eure Majestät drei Vorteile verbinden: Die Abtei, um die jener mit Herrn Forget streitet, wird genannten Herrn Forget verbleiben; ich werde es nicht nur als Bezahlung, sondern mich tief als verpflichtet ansehen; und Eure Majestät werden die Stelle durch einen Ehrenmann besetzen, der Euch die größten

Dienste leisten kann; das werden Euch Eure Leute, die Ihr nach Toulouse sendet, bezeugen. Es gibt an diesem Hofe niemanden, der mehr als er die Mittel hätte, Euch einen guten Dienst zu erweisen. Nachdem ich also Eure Majestät noch einmal ganz untertänigst darum gebeten habe, nehme ich die Kühnheit, ihr ganz untertänigst die Hände zu küssen und bitte Gott, ihr ein sehr glückliches, langes Leben und vollkommenes Glück zu geben. Eure sehr ergebene und sehr gehorsame Dienerin, Frau und Untertanin.

Margaretha.

XXIV

Brief Margarethas an Sully:

Mein Vetter!

Ich fange an, gute Hoffnungen für meine Angelegenheiten zu haben, da Ihr sie in Euren Schutz nehmt. Ich wünsche Ihnen guten schleunigen Erfolg, um der Zufriedenheit des Königs und aller guten Franzosen willen, die so sehnlich wünschen, rechtmäßige Kinder des Königs zu sehen, die ihm in Frieden auf dem Throne folgten, den er mit solcher Mühe und mit so vieler Gefahr aus den Ruinen gezogen. Wenn ich bis jetzt

Schwierigkeiten gemacht habe, so geschah es aus der einzigen Absicht, die Ihr auch recht gut wißt, nämlich um nicht einer solchen verlotterten Schlampen[1] meinen Platz zu überlassen, die ich nicht würdig achte, ihn zu besitzen. Die Dinge aber haben sich durch den himmlischen Ratschluß nun geändert; ich zweifle nicht an der Weisheit des Königs und seiner treuen Diener, daß sie sicher eine schickliche Wahl treffen werden. Sobald sie also meine Angelegenheiten und meine Forderungen berichtigt haben werden, (denn ich will den Rest meiner Tage in Ruhe und frei von allen Sorgen des Geistes wie des Körpers verleben,) so will ich zu allem was gefordert wird und was Ihr selber mir raten werdet, mich bereit finden lassen. Vorzüglich

[1] „une telle descriée bagacée" heißts im Jargon Reine Margots. (Schlegel läßt die Stelle aus.) Gemeint ist Gabrielle d'Estrées, zu deren Gunsten Margaretha sich scheiden lassen sollte. Das hatte sie nicht wollen, nun war Gabrielle gestorben, für die Margot früher allerdings einen anderen Ton gehabt hatte; „wie zu einer Schwester, dem Menschen, den ich nach dem Könige am höchsten schätze und verehre", wolle sie ihr schreiben, hatte sie in einem Briefe an die „Schlampen", als sie noch am Leben und als Favoritin zu fürchten war, geschrieben.

sichert mir meine Pension und Geld, meine Schulden zu bezahlen, damit diese mich nicht länger quälen.

Usson, den 29. Juli 1599.

Eure treue Cousine Margaretha.

(Dieser eine Brief ist zum Teil in der Schlegelschen Übersetzung gegeben.)

XXV

An den König, meinen Herrn

Usson, 1. Oktober 1599.

„Nachdem der Tod der Herzogin von Beaufort die Schwierigkeiten beseitigt hatte, die viele Leute bis dahin zurückgehalten hatten, dem König zu einer neuen Heirat zu raten — denn nur wenig Aufrichtige wollten zu ihren Gunsten sprechen, und alle fürchteten, ihre Mißgunst zu erlangen, wenn sie für eine andere einträten — da also begann jeder den König offen zu einer Heirat zu drängen. Das Parlament in corpore durch den Mund seines General-Prokurators und viele andere Körperschaften und Kollegien machten ihm diesbezüglich Vorstellungen. ... Und da die Königin, Herzogin von Valois, von solcher Art war, daß sie am ehesten ein so gutes Werk fördern oder hemmen konnte, ... schrieb ihr der König einen Brief voller Komplimente und Höflichkeiten und sagte zum Schluß, er habe sie nicht unbenachrichtigt lassen wollen betreffs der dringenden Bitten, die man an ihn richte." (Memoiren Sully's) — Der

Brief der hier folgt, ist die Antwort Margarethas an den König.

Gnädiger Herr,

Ich hätte nie gedacht, daß meine gramerfüllte Seele einer so großen Freude fähig wäre, wie sie mir der Brief geschaffen hat, mit dem Ihr mich beehrtet. Schon vorher war ich Euch, gnädiger Herr, aus Pflicht und eigenem Willen ergeben; jetzt aber bin ich Euch so sehr und eng verbunden, daß ich Euch untertänigst bitte zu glauben, daß nichts auf der Welt Euch so viel Untertänigkeit, Gehorsam und Treue entgegenbringt als mein Wille, der nie ein anderes Ziel haben wird, als Euch dienstbar und gefällig zu sein. Wenn mein sehr bescheidener Dienst der Förderung Eurer Wünsche und der Befestigung Eurer Größe ebenso nützlich zu sein vermöchte, als er voll Ergebenheit und Eifer ist, dann würde Euer Glück, gnädiger Herr, so vollkommen sein und so viel Neider finden wie der Ruhm Eurer Siege. Obgleich das Gut, das ich hingebe aus reiner Hochachtung vor Eurem Verdienst, unermeßlich ist, halte ich mich schon für zu reichlich entschädigt durch die Versicherung Eures Wohlwollens und Schutzes, ohne

die ich mein Leben hassen würde, mit denen aber ich es glücklich preise. Möchte es nur zu jenem einzigen Dienste nützlich sein, dem ich es, nächst dem Dienst Gottes, weihe. Von dieser einzigen Absicht geleitet, werde ich, gnädiger Herr, dem Verlangen nachkommen, das Ihr durch den Brief des Herrn Erart an mich gerichtet habt. In einem Brief, den ich ihm schreibe – aus Furcht, Euch selbst damit zu lästig zu fallen – teile ich ihm mit, welcher Weg meines Erachtens am besten einzuschlagen ist. Ich bitte Euch untertänigst, seid gewiß, daß ich mehr Eifer darauf verwenden werde, als wenn es sich um die Ruhe meines eigenen Lebens handelte, die doch, nächst der Ehre Eurer Freundschaft, mein sehnlichstes Verlangen ist. Wenn ich auch weiß, daß andere fähigere Leute Euch hierbei helfen könnten, so wage ich doch zu behaupten, daß keiner die Erfüllung so sehr wünscht wie ich. Das werden Euch hoffentlich die Tatsachen beweisen und nicht bloß in diesem einen Punkt, sondern in allem, was Ihr geruhen werdet von mir zu verlangen. Zugleich danke ich Euch untertänigst für Eure Güte, daß Ihr mir gewährt habt, worum ich Euch in dem

durch Herrn Erart übermittelten Schreiben ersuchte. Ich erlaube mir, gnädiger Herr, auf die Versicherung Eures Wohlwollens hin die ganz untertänige Bitte, mir eine Pension in der gleichen Höhe gewähren zu wollen, wie ich sie immer von meinen königlichen Brüdern erhalten habe. Der augenblickliche Abzug, der sie auf zwölftausend Taler schmälert, beträgt nur viertausendsechshundert Taler, eine Kleinigkeit für Euch, aber sehr viel für mich. Da durch den Rückfall der pikardischen Besitzungen an Euch mein Einkommen sich um zwanzigtausend Taler verringert, würde ich ja nicht imstande sein, meinen Hofhalt weiter zu führen so wie es meinem Stande entspricht, in dem Gott mich hat zur Welt kommen lassen, und in dem Ihr mich, wie Ihr versichert, erhalten wollt. Ich bitte Euch untertänigst darum und zugleich um die Erlaubnis, Euch, gnädiger Herr, untertänigst die Hände küssen zu dürfen. Der liebe Gott möge Euch, gnädiger Herr, Ruhm und Glück spenden. Eure sehr ergebene und sehr gehorsame Dienerin, Frau und Untertanin,

Margaretha.

XXVI

An den König, meinen Herrn und Bruder

Usson, 17. März 1600.

Gnädiger Herr, die freudige Nachricht von der Schwangerschaft der Königin, mit der mich Eure Majestät beehrt hat, wird von keiner Frau mit so viel Freude und Genugtuung wie von mir aufgenommen werden; denn ich habe mit am meisten zu solchem Geschehen beigetragen. Auch habe ich am meisten Ursache und Verpflichtung über Euer Majestät Glück und Zufriedenheit mich zu freuen und ihr zu wünschen, was aller Untertanen Herzen ihr wünschen; nämlich Nachkommen, die Stütze und Hoffnung aller derer, die, wie ich, nur von Eurer Majestät abhängen; denn dadurch ist das Leben Eurer Majestät und die Dauer ihrer Herrschaft gesichert und der Plan törichter Heissporne wird vereitelt. Auch danke ich Eurer Majestät untertänigst für die Nachricht, die mir durch Herrn von Rieux übermittelt ist, über die schlimmen Absichten meines schlimmen Neffen.[1]

---

[1] Karl von Valois, Graf von Auvergne, Sohn Karls IX. und Marie Touchet. Margaretha hatte viele Gründe, ihn

Der hauptsächlichste Grund, weshalb ich dieses Schloß befestigt halte, ist, es Eurer Majestät bei meinem Hinscheiden als Geschenk zu lassen. Majestät habe ich es vermacht und will, bis ich scheide, nur der Schloßhauptmann und Hüter für Eure Majestät sein. Dieser übelgesinnte Bursche nun besitzt mehrere Schlösser in diesem Lande, Häuser, die er sich widerrechtlich aus der Erbschaft der verstorbenen Königin, meiner Mutter, angeeignet hat; diese sind beinah ebenso stark wie dieses hier, Burgen, Felsen, Mauern, die in Anbetracht seiner schönen Dienste lieber dem Erdboden gleichgemacht werden sollten. Was aber das Schloß hier betrifft, kann Eure Majestät versichert sein, daß er, mit Gottes Hilfe, nie seinen Fuß darein setzen wird; er rühmt sich, Eure Majestät hätte es ihm versprochen, sobald ich es verlasse; ich bitte Sie untertänigst mir den Schmerz zu ersparen, daß ein Ort, auf dessen Verschönerung ich so viel Mühe verwendet habe, in solche Hände komme. Eure Maje-

„ihren schlimmen Neffen“ zu nennen; vor allem war sie von ihrer Mutter auf Drängen Heinrichs III. enterbt worden, und zwar zugunsten eben dieses Neffen, der jetzt die ungeheuren Besitzungen Katharinas besaß.

stät dürfen es nicht tun! Ich muß Ihr auch noch danken, daß sie mir die Andauer ihres Wohlwollens durch die Bewilligung der Geldanweisungen für dieses Jahr bezeugt haben. Eure Majestät wird nie einen mit der gleichen Gunst ehren, der ihr untertänigere und treuere Ergebenheit gelobte als Eure sehr ergebene und sehr gehorsame Dienerin, Schwester und Untertanin,

Margaretha.

XXVII

An den König, meinen Herrn und Bruder

19. November 1603.

Am Rande des ersten Blattes finden sich die Worte: „Ich bitte Eure Majestät beim Namen Gottes diesen Brief zu lesen."

Gnädiger Herr, Euch allein als meinem Vorgesetzten, dem ich alles verdanke, habe ich alles geopfert; meinen Untergebenen, denen ich nichts verdanke, opfere ich nichts. Ich habe Eurer Majestät das Beste und Herrlichste geopfert, was die Menschen kennen: die Größe; nicht aus Mangel an Mut oder Erkenntnis, sondern um der großen Neigung willen, die ich dem Dienste Eurer Majestät und ihrem Wohlergehen

entgegenbringe. Aber Eines werde ich nie opfern. Als Zeugnis des Wohlwollens Eurer Majestät ist mir nur die Erklärung geblieben, die Sie an Stelle meines Heiratsvertrages abgegeben hat; darin ist mir die Mitgift, welche meine königlichen Vorfahren und Brüder mir hinterlassen haben, in einer meinem Range entsprechenden Weise weiter zugesichert. Keine Macht der Welt, auch die Eurer Majetät nicht, für die ich doch mein Blut und Leben herzugeben nicht zögern würde, wird mich zwingen können, davon etwas zu opfern. Das wäre für mich eine unaustilgbare Demütigung und ein Zeichen der Ungnade Eurer Majestät; denn bei der kleinsten Verletzung der genannten Erklärung, die mir einen Heiratsvertrag ersetzt, würde sie vollständig ungültig, und somit wäre das wenige Gut, das meine königlichen Vorfahren und Brüder mir als Mitgift gelassen haben – es macht in Landbesitz nur vierundvierzigtausend Livres Rente aus – dem Verluste ausgesetzt, ohne daß mir von Seiten Eurer Majestät irgend eine Sicherheit bliebe, die mir die Nutznießung sichert: eine Demütigung und Grausamkeit also, die ebenso unerhört ist für eine Person meines

Ranges als unziemlich bei der gewohnten Güte Eurer Majestät und der Achtung, die Eure Majestät dem Hause der Könige entgegengebracht hat, von denen ich abstamme, und von denen Eure Majestät wie ein Sohn und ein Bruder geliebt und geehrt worden sind. Ihre Stelle jetzt einnehmend, schuldet mir Eure Majestät Schutz, wie ich ihn bisher erfahren habe, und wie er mir, wenn Gott mir gnädig ist, bewahrt bleiben wird.

Eure Majestät wird erkennen, daß jene Ratgeber Ihre Feinde sind: sie wollen, daß Ihr das Unerhörte begeht, Euer Wort zu brechen, und Treu und Glauben zu verletzen, wenn Ihr nämlich eine so authentische Erklärung, die einer französischen Prinzessin als Heiratsvertrag gilt, annuliert und die an Euren Parlamentshöfen Paris, Toulouse und Bordeaux ausgefertigten Bestätigungen für ungültig erklärt. Und warum? Um auf Eure Majestät die Schmach einer so ungerechten Gewalttätigkeit zu lenken und ihr die Liebe ihrer ergebensten und treuesten Untertanin zu rauben. Aber jene arbeiten umsonst daran; denn die Liebe, die ich Eurer Majestät geweiht habe, ist so fest in mein Herz

gewachsen, daß sie dauern wird, so lange es schlägt, und ich kann es Eurer Majestät nicht nachtragen, daß Sie, von falschen Ratgebern geleitet, mir jenen Brief geschrieben hat, in dem Sie mich aufforderten, mich besser über die Tatsachen zu unterrichten. Die aber liegen nun so: wenn ich das Glück habe, daß Eure Majestät bis hierher meinen Brief gelesen hat, so bitte ich Sie untertänigst noch die wenigen folgenden Zeilen zu lesen. Die Herzogtümer können nicht bestehen ohne Gerichtshöfe; alle Gerichtshöfe des Herzogtums Esguillon, auch der der Stadt Esguillon, von der es den Namen hat, gehören mir. Das erhellt aus der Bestätigungsurkunde, die der Parlamentshof von Bordeaux über die Begründung dieses Herzogtums ausgestellt hat, wo es heißt: ‚Die Gebiete von Esguillon, Montpesat, d'Olmerac, Madallan, Granges, Sainte-Liverade und anderen Ortschaften, die genanntem Herzogtum zugehören, sollten immer in Agen prozessieren, wie sie es jederzeit getan hätten, bis ich eine Entschädigung dafür erhalten hätte, die festzusetzen Eurer Majestät überlassen werde.‘ Nun aber will und darf Eure Majestät, die nie einem ihrer Untertanen Gewalt

angetan hat, mir nicht Gewalt antun, in Anbetracht meines Ranges und der genannten Erklärung, die meinen Heiratsvertrag vertritt, wo es heißt: ‚So lange ich lebe, könne mir nichts entzogen noch eingeschränkt werden von meinen Ländern, Gerichtsbarkeiten und was mir sonst als Mitgift überlassen worden sei . . .‘ Aus diesen Gründen also will ich nicht zugeben, und kann mich Eure Majestät nicht zwingen, meine genannten Rechte auf die Gerichtsbarkeit abzugeben oder zu verkaufen an Herrn Du Maine; ich erkläre Eurer Majestät mit diesem Brief wie ich es in allen andern getan habe, daß ich auf keinen Fall meine besagten Rechte weder verkaufen noch eintauschen will, denn sie gehören zu meiner Mitgift und können mir nicht genommen werden, außer mit Gewalt, was unwürdig ist gegenüber einer Person meines Ranges und eines Königs mächtig und gerecht, wie Eure Majestät es sind. Ich erkläre Eurer Majestät noch einmal, daß es nichts auf der Welt gibt, worin ich ihr nicht gehorchte, selbst mit Lebensgefahr, außer in diesem Punkte; diese Demütigung wäre eine zu bittere Kränkung für mich und ein zu schmerzliches Zeichen der Un-

gnade Eurer Majestät. Sie kann es mir nicht abschlagen im vollen Genuß meiner Mitgift zu verbleiben, wozu oben genannte Gerichtsbarkeiten gehören, wie es auch besagte Erklärung enthält, die die Überlassung durch den verstorbenen König, meinen Bruder, bestätigt. Eure Majestät können einem Herzogtum nicht die Gerichtsbarkeit nehmen, und also kann Herr Du Maine nicht das Unmögliche von Eurer Majestät verlangen; denn von ihr muß Herr Du Maine erwarten, was er erhoffen kann, erhoffen kann von einem König und nicht einem Tyrannen; denn Eure Majestät kann einen freien Menschen nicht zwingen, sein Gut zu verlassen oder zu verkaufen. Was die Bestätigungsurkunde betrifft, die er sich durch List verschafft hat, so sind die Bestätigungen jener genannten Erklärung, die meinen Heiratsvertrag vertritt, älter und zu authentisch, um für die Errichtung eines Herzogtums hingegeben zu werden. Und außerdem seht Ihr, gnädiger Herr, daß die Urkunde von Bordeaux bedingt ist. Sie befiehlt, daß ich vor der Errichtung des Herzogtums entschädigt werde für meine Gerichtsbarkeiten, das sind eben gerade diejenigen, die ihm zuer-

kannt worden sind, wie ich gesagt habe. Und da ich erkläre, keine Entschädigung annehmen zu wollen, kann mich Eure Majestät nicht dazu zwingen, und Herr Du Maine muß die Unerfüllbarkeit seiner törichten Wünsche einsehen. Eure Majestät kann ja irgend einem seiner sonstigen Gebiete den nur äußerlichen Titel eines Herzogtums geben, dessen Grundlage meine Gerichtsbarkeiten sein sollten. Da ich diese daraus für mich in Anspruch nehme, woran Eure Majestät mich nicht hindern wollte und könnte, muß Herr Du Maine notgedrungen nachgeben. Aber Eure Majestät kann ihn in einem seiner sonstigen Gebiete erhöhen, wo er mir nichts fortnimmt; ich will nur von meiner Mitgift nichts verkaufen oder vertauschen. Er muß schon froh darüber sein, daß Ihr mir zu seinen Gunsten über die Sache geschrieben habt; das hätte die Zuneigung und Dienstwilligkeit jedes andern erschüttert. Aber ich habe in diesem unverdienten Martyrium immer den lieben Gott gebeten – was ich auch jetzt noch tue – um ein recht glückliches und langes Leben Eurer Majestät. Ich bin, was auch meine Feinde sich zu tun bemühen, auf ewig, mehr als jede andere,

Eure sehr untertänige, sehr gehorsame und treue Schwester und Untertanin

Margaretha.

P. S. Um das Blatt nicht umzuwenden, begehe ich diesen Verstoß.[1]

[1] In dem Postskriptum bittet Margaretha zu entschuldigen, daß sie den Schluß des Briefes auf den Rand der dritten Seite quer geschrieben hat.

Margaretha von Valois



„Voulez-vous cesser d'aimer?" hieß der erste Satz einer Rätselfrage, die Reine Margot einem Kavalier aufgab. „Possédez la chose aimée!" ist die Antwort, die sie gab. Sich und anderen. In theoretischen Wortspielen, wie sie, deren Mutter eine Medicäerin war, und der geistreiche Hof der Valois sie liebte. Und in einem langen Leben hat Margaretha von Valois, Tochter des Henri II. und erste Frau des Henri IV., dieses erotische Motiv als ihrer Weisheit letzten Schluß erkannt und befolgt.

Sechzehntes Jahrhundert, nicht achtzehntes. Eine Gesellschaft, die zwar schon tüchtig Ballett und Pantomime tanzt, und zwar Männer mit Männern so gut wie Herren mit Damen, in der aber der Degen nicht spielerisch gebraucht wird, und das Halbe noch nicht als Reiz gilt. Die Schale des Genusses muß immer geleert werden; dann erst ists gut. Besitzen, um von der Unruhe der Wünsche befreit zu sein, dem Trieb gehorchen, wohin er auch zielt, um die Spannung zu lösen – das ist Lebenswunsch. Hat man sein Begehren gestillt, graut ein anderer Morgen, oder vielmehr: es werden Lichter für eine andere Nacht angezündet. Starke Männer, starke

Frauen mit robusten, zähen Gewissen lieben und bekämpfen einander.
Machte eine schöne Frau Gedichte, wußte ein Liebhaber zärtliche Worte, so vergaß man daneben doch die kräftigere Kost nicht. In der „Ruelle mal assortie“, einem Scherzdialog, den Margaretha wohl selbst geschrieben hat, sind die beiden Töne Platonismus und Sinnlichkeit, Praxis und Theorie schon bewußt kontrastiert. Die Königin, die an Herrn von Chanvallon überpathetische, lächerlich geschwollene Liebesbriefe schreibt, die von Bildung und Metaphern strotzen, zugleich aber aufrichtig wie nur je ein Weib die körperliche Lust aller Leidenschaft als Ziel der Existenz empfindet und das schließlich auch ausspricht, ist die nämliche Frau, die einen schönschwätzenden Mann jäh unterbricht, an bessere Zeitverwendung erinnert und ruft: Ohlala, das ist mir ein schöner Gallimathias . . . . . . Seid Ihr blöde? . . . . . . Braucht Euren Mund zu einem andern Geschäft! . . . . . . hebt Euch die schöne Rederei für Eure Mätressen auf . . . . . . Suchen wir lieber unter den unzähligen Arten zu küssen die süßeste, bei der man dann eine Weile bleibt.

. . . . . . So – jetzt . . . . . jetzt ists recht. . . . . Ich bin verzückt. . . . . Jedes Plätzchen meines Leibes zittert vor Lust. . . . . . Ich sterbe und werde bis über die Ohren rot. . . . . Nun seid Ihr in Eurem Element. . . . . . Außer Atem bin ich . . . das ist besser als der Diskurs . . . Rien de si doux, s'il n'était si court!" Das ist die Sprache einer Frau, die wahrlich noch nicht gelernt hat, nur vor allem „Seele" zu sein, der es nicht einfällt zu behaupten, in der Liebe sei die Frau nur passives Opfer, oder dieses Tun sei Mittel zum Zweck, gottgefällige Handlung zur Mehrung der Welt, die ein christliches Weib lustlos aber demütig auf sich nimmt. Sie liefert sich dem Augenblick mit ihrem Temperament ganz aus, amoralisch, verlogen, weil die Lüge das Schwert der politische Intrigen treibenden Dame eines kriegerischen Hofes ist, und nur offenherzig in Dingen der Liebe, weil die ihrer Natur trotz allem wichtiger ist als Religionsstreit, Ehre, Ruhm.
Die Widersprüche, aus solcher Weise das Leben zu nehmen kommend, fehlen ja nicht, und vielleicht ist das der eigenste Reiz der Dokumente, die wir von Margaretha haben. Liest man dar-

um nach- oder durcheinander die klaren, allerdings nicht wahren Berichte, die sie selbst in ihrer Autobiographie gibt, den schwulstigen Panegyrikus, in dem Brantôme ihr Leben feiert, ihre klugen Briefe an den König, ihre schmachtenden Episteln an ihren Liebhaber, dann zeitgenössische Historiker aus ihrem, Pamphletisten aus dem feindlichen Lager, schnöde Spottverse oder heiter ironische „Libellen", wie sie um ihre Person sich noch ein Jahrhundert, nachdem sie starb, rankten, so könnte man oft und oft meinen, es sei gar nicht dieselbe Margaretha, dieselbe Margot, um die es geht. Die Jahreszahlen stimmen jedoch und die Tatsachen schließlich auch, nur sind sie eben recht verschieden gesehen; und die Wahrheit über unsere Königin? . . .

Wir haben sie hier gezeigt, wie sie sich selbst sah oder gesehen werden wollte, in dem Spiegel der von Friedrich Schlegel übersetzten Autobiographie: eine verfolgte Unschuld, der stets unrecht geschah. Die Monate nach der Hochzeit noch nicht wußte, ob sie Frau oder Jungfrau sei, aber zu solcher gespielten Naivität spöttisch lächelt. Dann in Brantômes Bildnis;

nicht wie er sie sah. Das behaupten, hieße dem Biographen der *Dames galantes* und *Dames illustres* bitter unrecht tun. Sein Kapitel gibt das Porträt, von dem er annahm, ihr würde es gefallen. Es ist Geschichtschreibung eines Höflings, der eine noch Lebende preist und dem kein Wort groß genug ist. Die Adjektive „schön und herrlich", die Superlative werden zu Tode gehetzt. Eine scharfe Erfassung ihrer Persönlichkeit kommt bei dieser Prosa-Ballade eines bezahlten Reklameminnesängers nicht heraus. Die menschlichen Beziehungen Margarethens zu König, Bruder, Mann, Mutter, Geliebten, Höflingen und Feinden werden fast noch verlogener konstruiert als in Margarethens eigenen Aufzeichnungen. Vergeßlichkeit ist Absicht. Das ist nun eben Politik, auftraggemäß zugestutztes document humain. Dies doch; denn wie viel läßt sich zwischen den Zeilen lesen, wie viel vom Weltbild und Lebensgefühl der Menschen damals aus Nebensätzen, welche die Freude am Tratsch, am Detail einschmuggelt, herausspüren! Schließlich erscheint sie als Briefschreiberin, auch da wahrhaftig nicht in einem reinen Spiegel. Der Ton ist, weiß Gott, weder unbefangen noch ein-

fach, ob sie nun, allerlei Bildung auskramend, und immer in den allerhöchsten Registern, Rendezvous vereinbart, eifersüchtig oder sehnsüchtig ist, oder ob sie politische und persönliche Geschäfte eifrig und zähe verhandelt.

Wie aber, wie war sie wirklich? Ein vehementes, passioniertes Weib, bereit zu jeder Aktivität — der Liebe und der Intrige. Kein ideales Frauenbild, keine Heldin wie die Maria Stuart, mit der sie zusammen auferzogen wurde und der sie sich in schlechten Tagen selbst gern vergleicht. Der romantisch-historische Sinn Schlegels nennt ihre Art eine „wunderbare Mischung von Andacht und Leichtsinn“. Wir, besinnen wir uns nur immer wieder der Zeit, in die sie geboren wurde, möchten sie eine amoralische Natur nennen, in allem Geistigen sehr Weib, aber mit einer nach unseren Konventionen recht männlichen Weise, Liebe und Erotik zu treiben und zu werten. Der Firnis späterer Jahrhunderte ist noch nicht da; daß nur einer von der anständigen Dame geliebt werden soll, ist noch nicht einmal theoretische Forderung. Aber die guten alten Zeiten völliger Unbefangenheit, von denen ihre Mutter Katharina von

Medici, gelegentlich die Tochter entschuldigend, spricht, wo man nicht gleich ins Gerede kam, wenn man ein wenig flirtete, die sind auch schon vorbei. Und in Tagen, wo die Mignons, die Favoris offen die Könige und den Staat beherrschten, der Ehemann ohne Besinnen als sein Recht von der Frau nicht bloß verlangte, sie solle seiner Geliebten beim Kindbett beistehen, sondern auch nett zu den männlichen Objekten seiner Neigung sein, hatte sich Margaretha, als Widerspiel zu jenem Herrn von Espernon, von dem Brantôme erzählt, er sei „halb König von Frankreich gewesen wegen der ausschweifenden Gunst, die ihm der König erwies“, aus pariser und florentiner Blut gemischt zu einer Frau entwickelt, die, im Verkehr der Geschlechter keine Kostverächterin, in unzähligen Passionen „sich auslebt“.
Eine gute Enkelin François' I. war sie sicherlich, des Herrschers, der noch als Greis leben und lieben gleichsetzte und sich mit Recht das Motto gab: Je suis curieux de sçavoir. Und sçavoir ist mit dem alttestamentarischen „Erkennen“ zu übersetzen. Nein, Religion war damals nicht Ethik, und wenn man hundertmal

zu Krieg und Massaker zog, um Katholiken oder Protestanten zur alleinseligmachenden Lehre zu bekehren, eine aus frommen oder sittlichen Motiven hergeleitete Pflicht zur Monogamie wurde von den Männern so wenig wie von den Frauen dieser Kreise anerkannt. Der Jeanne d'Albret, die Margarethas Schwiegermutter werden sollte, erschien der Hof ärger als die Hölle, als die sie sich ihn schon vorgestellt hatte: „Là, les hommes ne prient pas les femmes, mais ce sont les femmes qui prient les femmes". Die Königin ist dann auch wahrhaftig auf nichts eifersüchtig, was ihr Sohn beginnen mochte: „Wozu ihn seine Laune (fantaisie) auch treibt, er sprach offen davon mit mir wie zu einer Schwester (!), da er gut wußte, daß ich durchaus nicht eifersüchtig war, nichts wünschend, als daß er zufrieden sei". Und auf Margot ist man ihrer vielen Amouren wegen auch nur böse, wenns gerade in den politischen Kram paßt. „Auf offener Straße hätte sie .....?" – Das gibt höchstens Gelegenheit zu einem Witz, bis der Tag kommt, wo man die Geschichte gegen sie ausnützen kann. Sogar eines Verhältnisses zu ihrem Bruder oder ihren Brüdern wird sie beschuldigt;

wahr oder unwahr, die Notiz des „Divorce satyrique“, einer Flugschrift, die der König selbst veranlaßt hat, zeigt die Moral der Zeit: „Elle adjouta à ses conquestes ses jeunes frères, dont l'un, a sçavoir François continua cet inceste toute sa vie“ heißt es dort, und dieses Divorce satyrique, das vielleicht boshafteste und zynischeste Pamphlet aller Zeiten, sagte nur, was alle Welt sich zuraunte.

Auf der anderen Seite: die Mignons. In L'Estoiles Journal liest man: Damals (1577) kam das Wort auf. Sie waren dem Volke odios wegen ihres Hochmuts, ihrer „accoustrements effeminées und der immensen Geschenke, die ihnen der König gab. Diese schönen Messieurs trugen lange gelockte, gekräuselte Haare, die aus ihren kleinen Sammethütchen hervorguckten wie bei Frauen, und da ihre Köpfe aus den ein Fuß langen gesteiften Halskrausen hervorkamen, sah das aus wie das Haupt des Täufers auf der Schüssel“...... Sie trugen Ohrringe, und als einer ermordet wurde, schnitt ihm der König ein paar blonde Locken ab und nahm die Ohrringe aus seinen Ohren .... Feminine, aber Mörder. Weichlich-kokette Mignons,

aber nur zu bereit, den Spott, den Margaretha oft genug für sie hatte, sie und die Ihren durch Schwertstreiche und Ohrenbläserei bitter entgelten zu lassen. Nicht nur Frankreich hatte von dieser Wirtschaft zu leiden, sehr, sehr viele von den bösen Schicksalen, die der Königin zugefügt wurden, hatten hier ihre Quelle. Denn soviel auch geliebt wurde, ein sanfter Liebeshof war der der Navarra und Valois nicht. Man tanzt im Kriegslärm und nennt einen der Feldzüge guerre des amoureux. Und da geht nicht eines neben dem andern, weiche Zärtlichkeit und Blutrünstigkeit sind nicht getrennte Elemente, sondern die erotischen Schicksale sind auch die politischen. Und die Geschicke der Länder werden damals ausschließlich vom Hof bestimmt.

Zum König, ihrem Gemahl, – den ihr Naturell, allen Berichten nach, viel weniger reizte als die Legion der Männer verschiedenster Art, die sonst mit ihr in Beziehung gebracht werden, obgleich er durchaus nicht unempfänglich gegen Frauen war – als ihn einmal seine Liebesfreuden zu sehr geschwächt hatten, pflegt ihn Margot getreulich und darf sich rühmen, daß er ihr

dafür stets dankbar war –, zum König also sagte Margaretha, „qu'un cavalier estoit sans âme quand il estoit sans amour". Das ist ihr Lebensprinzip, und bis sie starb, hat sie von der Liebe – oder was sie und ihr Kreis eben so nannte – und deren Übung nicht gelassen. Und da man der Elfjährigen schon ein sehr intimes Verhältnis zu Henri de Guise nachsagen konnte – wer will da urteilen, ob auch alles, alles, was ihr die bösen Zungen, die Spottverse zuschrieben, wahr gewesen ist? Manchmal scheint die Quantität der Männer, die sie verbraucht haben soll, unwahrscheinlich. Ihre Zeit hat sie nun einmal sicherlich nicht verloren. Und daß eine Frau sich nur jenem Einen hingeben solle, aus Moral oder gar nach eigenem Gesetz, den sie liebe, ganz wirklich liebe, nun, das war weder die Mode der Zeit, noch entsprach es dem vehementen Temperament dieser Frau, die jahrzehntelang Königin der Mode und der Sitte, Jahre hindurch verschollene Gefangene, dann wieder gnädig aufgenommene, geschiedene Frau des Königs und Beschützerin der Gelehrten und Musiker, schließlich die unersättliche Gönnerin von Pagen und Stallknechten war, stets aber

ein Weib hungerig nach erotischen Geschicken. Manchmal kommt sie, die man – im Ernst, nicht etwa anzüglich – Venus-Uranie nannte, weil sie so schön und so wissensreich war, einem vor wie ein Blaustrumpf, den's dann plötzlich nach dem Worte des Aristophanes „männert“. Und dann bedenkt man wiederum, daß sie die letzte eines aussterbenden Geschlechts war: eine Dekadente des sechzehnten Jahrhunderts.
Sie war sehr schön – das ist gewiß, wenn einen auch Brantômes Schwüre, die billig sind, argwöhnisch machen könnten. Nein, sie wars; selbst die Schwiegermutter, die sie vom ersten Augenblick an nicht mochte, weil sie die Ansteckung aus der Atmosphäre des Sündenpfuhls für ihren Sohn, Henri, den späteren König, fürchtete – wie schon gesagt: er brauchte Margots Belehrungen nicht, um die Freuden der Sinne zu entdecken und zu genießen, – weiß ihr nur nachzusagen, daß sie sich zu sehr schnürt. Aber schon als Vierzehnjährige hilft sie der Natur gehörig nach, ihr Gesicht ist „tout diapré“ und geschminkt, Perücken zieht sie jederzeit dem eigenen Haare vor und treibt so viel Hautpflege, daß ihr die Haut zugrunde geht, was zu-

weilen eine gute Gelegenheit zu verliebten Badereisen gibt. Der Körper ist schön und gut gewachsen, und sie versteht sich herzurichten – so weit darf man Brantôme sicherlich glauben; auch daß sie was gelernt hat, Lateinisch sprechen und außer dem „gewöhnlichen" Französisch in komplizierten Perioden und Versen schwelgen kann, bezeugen ihre Werke: neben den Briefen eine Reihe von Rechtfertigungsschriften und Gedichte, die Gefühlen, die sie leicht in sich erweckte und noch leichter durch neue Erlebnisse verdeckte, modischen Ausdruck geben; wie schon erwähnt, wird ihr auch eine kleine Schrift „La ruelle mal assortie" zugeschrieben, ein Liebesdialog, in dem platonische Theorie gepredigt wird und sinnliche Praxis siegt. Gewiß zeigen schon ihre Memoiren eine ungewöhnliche Erzählungskunst; denn soviel sie verschweigt, so viel läßt sie erraten. Und wer nur ein wenig von ihrem wirklichen Leben wußte – die, für die sie schrieb, wußten recht viel – bewundert die diplomatische Kunst dieses Berichtes, jeder aber freut sich an geistreichen Wendungen und farbigen Schilderungen. Man mag mit Ruhe diese Autobiographie der könig-

lichen Dilettantin über das Werk des Berufsliteraten stellen, das sie veranlaßt hat. Margaretha schrieb ja ihre Lebensgeschichte als Antwort auf Brantômes Kapitel, über dessen Übertreibungen, Weißwascherei und einseitige Schmeichelei sie heimlich wohl gelächelt hat; sie war sicherlich die Frau, um solchen Reiz zu genießen, wie sie ja auch bis in die letzten Lebensstunden ein Doppelleben führte, passant des exercices de piété aux plaisirs les plus sensuels – nach Zurückgezogenheit, zerknirschter Devotion des Morgens kam rasch genug immer die Nacht, die Zeit für Orgien.

Ich glaube, man erwartet nun nicht von mir, daß ich Punkt für Punkt Margaretha oder gar Brantôme widerlege, die absolute Wahrheit an Stelle dessen setze, was sie später wahr haben wollte. Auch von den Kriegen wird in der Autobiographie genug erzählt, als daß hier nochmals ein Kapitel über diese Kriege gehandelt werden müßte. Es genügt vielleicht, ohne Vergleiche der historischen Dokumente mit den eigenen oder von Brantôme für sie vorgetragenen Berichten Licht auf ein paar Wendungen oder Kreuzwege ihres Lebens zu werfen, nachdem der Le-

ser die anderen Dokumente ihrer Existenz gelesen hat, um eine Silhouette von Reine Margot zu geben und zu erweisen, daß sie nicht nur eifrige Christin, Märtyrerin ihres Glaubens, in politisch-kriegerische Kabalen verwickelte verfolgte Unschuld war, sondern Weib mit heißem rotem Blut, dem wenig von allen erotischen Möglichkeiten fremd geblieben ist. Nur dort, wo die Memoiren abbrechen, als es ihr schlecht geht, darf dann wohl ein wenig ausführlicher die ergänzende Erzählung einsetzen.

Als Kind, das keines mehr war trotz aller gespielten und häufig erstaunlich gut gelebten Naivität, liebt sie also Henri de Guise. Das geht offiziell nicht, das heißt, sie darf ihn nicht heiraten. Aber wenn sie auch später, als es wünschenswert scheint, ihre Ehe mit dem König für nichtig zu erklären, und man zu dem kirchlich so beliebten Mittel greifen will, sie erklären zu lassen, die Ehe sei gar nicht wirklich vollzogen worden, ihrer Mutter die bekannte Antwort gibt: sie verstehe nicht, was das bedeute, sie sei ja vorher noch nie mit einem Mann verheiratet gewesen – es scheint doch, daß schon diese Jugendliebe recht wenig platonischer Art war.

Jedenfalls war nicht nur die Mutter und die Hofpartei über diese Beziehung höchst ungehalten, weil alle Bemühungen der Staatskanzleien, sie standesgemäß, also mit einem regierenden Herrn zu vermählen, so zum Beispiel mit dem König von Portugal, an dieser frühen und heftigen Neigung in Margarethens jungem Herzen scheiterten; auch ihr Bruder, der Herzog von Anjou, der früher ihr am nächsten gestanden war, zürnte den beiden – nicht aus Moral! – so heftig, daß eines Tages die kleine Margot, schon damals klug und kühl, Herrn von Guise zuredete, eine Andere zu ehelichen. Solche Lösung einer eigenen Beziehung war ihr sehr gemäß; auch Herrn von Chanvallon, sowie später einen seiner Nachfolger bei ihr, will sie ja dann verkuppeln. Ehe und Liebesabenteuer waren eben ganz verschiedene Dinge. Henri de Guise heiratet auch, und Margaretha scheint nicht gerade verzweifelt. Allerdings macht ihr der Ehemann weiter den Hof und erlaubt sich Intimitäten – „libertés françaises" nannte man derlei, und die Details lassen sich hier heutzutage nicht wiedergeben –, bis der Herzog von Anjou, nachdem schon der König

den über seine Ehe hinaus getreuen Liebhaber ungnädig verjagt hatte, schwört, er werde ihn ins Gras beißen lassen, wenn er Margot noch ein einziges Mal ansehe. Nun fügt sich der junge Mann; wie Margaretha selbst die Entsagung trägt, davon wissen wir so gut wie nichts. In ihren Memoiren sucht sie eifrig darzutun, daß sie nie irgendein, nie auch nur das leiseste Verhältnis zu Henri de Guise gehabt habe, ja sie schweigt von der ganzen Sache.

Als die Verhandlungen mit Jeanne d'Albret, vor allem aber dem Papste, endlich so weit sind, daß die Höfe die Ehe mit Henri von Navarra, dem späteren König, beschließen, will sie als das junge Mädchen erscheinen, das gar keinen Willen hat. Wie später die Österreicherin Marie Luise, mit der ihre Persönlichkeit allerdings sonst gar keine Ähnlichkeit hat, als ihr Napoleon zum Gemahl präsentiert wird, ist sie die Prinzessin, die die Staatsraison als das Gesetz der Liebe ohne Zweifel und Zaudern anerkennt. „Je me resolus de l'aimer“ – so charakterisiert sie ihre Stellung zum königlichen Gemahl. Aber sie sagt das nicht naiv, sondern im vollen Bewußtsein, daß diese An-

gelegenheit nur von der Klugheit, nicht von irgendwelchen Empfindungen oder gar Empfindsamkeiten beherrscht werden dürfe. Und man feiert jene Hochzeit, bei der der eine König mit den Mignons ein Ballett tanzt, der andere König so mit seinen Kleidern und dem Frisieren der Königin beschäftigt ist, daß die Messe erst spät abends gelesen werden kann, und die das Vorspiel zur Bartholomäusnacht ist. Margaretha erzählt von alledem in einem Ton, der zwischen Härte, Gleichgültigkeit und Freude am Abenteuer sonderlich genug schwankt. Wohl weiß sie besser um Kriegslärm und Gefahr Bescheid als nach ihr die Revolutionskönigin, die sagt, man solle dem Volk Kuchen geben, wenn kein Brot dasei. Es geht ihr ja auch nahe genug, fast siehts so aus, als hätte man auch ihr Leben dem Religionsstreit opfern wollen, und mit einiger Wahrscheinlichkeit wird behauptet, daß sie durch einen Fußfall das Leben des ihr eben angetrauten Königs gerettet habe. Aber sie erzählt denn doch ohne allzuviel Grauen, ja fast amüsiert, wie ein fremder Mann auf der Flucht vor den Mördern sich im Bett auf sie legt, sie, weil er voll Blut ist, sich ein

anderes Hemd anziehen muß, und jemand, der die Situation mit ansah, lächeln mußte.
So fängt eine Ehe an, die wahrhaftig so gut wie nichts mit dem Liebesleben Margarethas zu tun hat. Wohl aber muß die junge Frau früh genug lernen, nicht nur der Gefahr selbst auszuweichen, sondern auch selbst Blut fließen zu lassen, wenn ein Feind nicht anders aus dem Wege will. Die „verfolgte Unschuld“, die sie nach ihren Memoiren ist, kämpft nicht nur mit Frauenwaffen, Wort, Intrige, Hingabe und Versagung. Dolche und Schwerter werden leicht bewegt. Da ist zum Exempel Herr von Guast, der in den am Tage der Hochzeit beginnenden und Jahrzehnte dauernden offenen und heimlichen, kleinen und großen Kriegen der Katholiken und Hugenotten, des Königs mit der Königin – sie waren ja verschiedenen Glaubens – eine große Rolle spielt. Er hat sie einmal wenig wohlwollend „reine des putains“ genannt und, was vielleicht wichtiger war, immer und immer Zwietracht gesät, sie mit dem König, mit ihrer Mutter, ihrem Mann – die Ehe war eine Folge von ein wenig Zärtlichkeiten, viel gleichgültigen Tagen, Verachtungs- und

Zornausbrüchen und Versöhnungen – verunreinigt, ihre Freunde und Freundinnen in den Tod geschickt, ihre Brüder, ihre Partei verfolgt. Ein Baron de Villaux befördert ihn schließlich in die Hölle und wischt den blutenden Degen am Kleid der Geliebten de Guasts ab. Ob nun Margaretha selbst es war, die diesem Gentilhomme-Meuchelmörder den Befehl zu solchem Gericht gab, ist nicht erwiesen, sicher aber, daß sie „den Arm dazu gereicht hat" und sehr zufrieden war, daß dieser Freund des Königs, der immer gegen sie gehetzt hatte, nicht mehr lebe; übrigens war der König selbst nicht allzu untröstlich über die Ermordung dieses Favoriten, der angefangen hatte lästig zu werden, und ließ den Mord ungesühnt.

Die beiden Eheleute hatten einander wenig vorzuwerfen. Die Zahl der Maitressen des Königs und seine unehelichen Kinder zählte man nicht mehr. Und Margot? Ihre eheliche Treue? Kann man sagen, daß sie den königlichen Gemahl „betrog"? Nein, wahrhaftig, denn er wußte, was sie tat, und er sowohl wie der König, ihr Bruder, kümmerte sich blutwenig um Treue, um die eigene so wenig wie die der Mar-

garetha. Brauchte mans zu politischem Zweck, dann erst mußten die Ehebrüche, das Schandleben der Reine Margot herhalten. Briefe wurden abgefangen, die Königin gefangen genommen, durchsucht, schändlich behandelt und verstoßen, weil man aufdecken wollte, was alle Spatzen längst von allen Dächern pfiffen. Im übrigen trug Henri, bevor er König war, die Hörner leicht und machte nicht viel Wesens davon, ein kleiner gemeiner Witz über sein eheliches Geschick, Margarethas Wahllosigkeit entsprach dieser merkwürdigen Mannesnatur besser. Und schließlich Gefühlsangelegenheit war die Ehe eben nicht. Als es einmal dem König, ihrem Bruder, zu arg wurde, und es auch die Politik verlangte, er sie also verjagte, ohne Gruß auf der Landstraße an ihr vorbeiritt, man ihr den Hofstaat genommen hatte, weil Margarethas Frauen es zu arg getrieben hätten, gab es einen niedlichen Briefwechsel zwischen dem regierenden Bruder und dem Gemahl. „Die Könige sind dem ausgesetzt, betrogen zu werden, und die tugendhaftesten Fürstinnen sind nicht frei von üblen verleumderischen Nachreden," schreibt der Bruder, um den großen Skandal,

mit dem er Margaretha aus Paris hinausgejagt hatte, zu erklären. Und liebenswürdig fügt er hinzu: „Ihr wißt, was man Eurer Mutter nachgesagt hat.“ Aber auch Henri IV. von Navarra versteht ironisch-gemein zu antworten. Zuerst dankt er für die liebenswürdige Fürsorge, die der König für seiner Frau Moral hat – man hatte der armen Margot die Larve vom Gesicht gerissen, ihr die Liste ihrer Liebhaber öffentlich vorgehalten und sie beschuldigt, ein Kind, das sie illegitimen Freuden verdankt hätte, nicht zum Leben gelassen zu haben –, erinnert daran, daß Margaretha die Ehre hat, des Sittenrichters und Königs Schwester zu sein, und will sie nun plötzlich – weil das zur Politik gut war – wieder bei sich haben. (Die Eheleute waren getrennt gewesen.) Und als man alles wieder vertuscht, der König sich entschuldigt, meint Heinrich von Navarra: „Der König tut mir zuviel Ehre an. In seinen ersten Briefen nennt er mich Hahnrei, in den folgenden *fils de putain et je le remercie.*“ Das alles geschieht, weil die Mignons Margaretha und Herrn von Chanvallon, mit dem sie damals die Passion hat, nicht mögen, der König also aufgehetzt

wird, dann aber die Staatsklugheit doch will, daß diese sonderbare Ehe erhalten bleibt. Vorläufig wenigstens noch. Es wird also hin und her verhandelt, und Margaretha muß sich auf den Landstraßen herumtreiben. Bald will sie ihr Mann nicht, weil er gerade eine Frau sehr liebt, bald soll sie doch zu ihm. Nur mit vieler Mühe wird Heinrich von Navarra schließlich bewogen, ein paar Tage mit ihr zuzubringen. Aber der Empfang ist böse. Sie heult, der Gemahl läßt sich von seinen Höflingen was erzählen, niemand kümmert sich um die schöne Margot, die ganz rotgeweinte Augen hat. Und dann lebt Margaretha in Agen, im Exil, wo sie der König nur selten besucht.

Hat sie's also wirklich so arg getrieben? Nun, ihr Sündenregister auch während der Ehe ist stattlich. Ein kaiserlicher toskanischer Botschafter Busini schreibt in seinem diplomatischen Bericht über jene Tage, die den eben geschilderten Zorn des königlichen Bruders und die Ungnade brachten: „Madame de Sauves" – das war eine Zeit lang ihres Mannes offizielle Geliebte, die ihr noch dazu gelegentlich den geliebten Chanvallon wegnahm – „dormit chaque

nuit avec d'Amilly (favori de Monsieur) et Atrie avec le duc d'Anjou. La reine de Navarra elle aussie faisait grand bordel."
Und das waren eben die Zeiten, in denen sie an Herrn von Chanvallon jene schmachtenden Venus-Uranie-Briefe voll mythologischem Unsinn und Schwulst schrieb. Aber er war ihr nicht der erste, nicht der letzte, nicht der einzige, wenn auch der, für den sie so etwas wie Gefühl gelegentlich aufbrachte. Aber vor und neben ihm erfreuten recht viel andere sich ihrer Gunst; glaubt man – und ich denke, man darfs – den Zeitgenossen, so war da unter anderen ein alter General, der in alle Schlachten außer einem von ihr gestickten Gürtel auch einen kleinen Hund, den sie ihm als sonderliches Liebespfand geschenkt hatte, als Talisman mitnahm, der schöne Herr Entraguet der, als sie Hochzeit hielt, vor Schmerz fast gestorben wäre; dann La Mole, ein Helfer in einer der unzähligen kriegerischen Intrigen, der um ihretwillen gefoltert, dann enthauptet wurde. Der auf dem Schaffot noch sagte: „Dieu ayt mercy pour mon âme et la bonne vierge! Recommandez-moi aux bonnes grâces de la reine de Navarra

et des dames!“ Zum Dank dafür holten in dunkler Nacht Margaretha und eine Freundin, die Herzogin von Nevers, die für ihren Teil die Geliebte eines zweiten, gleichzeitig geköpften Verschwörers gewesen war, die Leichen in ihren Karossen von der Richtstätte und begruben sie mit eigenen Händen. Ein Memoirenschreiber will sogar wissen, daß sie das einbalsamierte Herz dieses bis in den Tod Getreuen in einem ‚vertugadin‘ aufhob, der an einem Nagel in ihrem Schlafzimmer hing, übrigens auch ‚pochettes‘ für alle ihre übrigen ‚amants trespassés‘ hatte. Es folgt im Verzeichnis dieser ersten Serie ihrer Liebhaber – nämlich der Freunde ihrer Jugend – Herr Saint-Luc, über den sich Margot beklagen mußte, denn er bekam um die Mitternachtsstunde immer und immer recht störende Koliken. Und noch der und jener, unter anderen Turenne, der in seinen Memoiren erzählt, er hätte sich vom König von Navarra entfernen müssen, um gewissen Passionen zu entgehen, die „Seele und Körper töten und dazu Schande und Verderbnis bringen“; nach dem oft zu zitierenden „Divorce satyrique“ war allerdings nicht er der keusche Joseph,

sondern Margaretha, zuerst in ihn verliebt, hatte dann „sa taille disproportionnée en quelque endroit“ gefunden.
Auch eine Frau erscheint in dem Reigen der Personen, die für Margots Erotik Anlaß gaben: Françoise de Clermont, Herzogin von Uzès; zumindest sind die Briefe, die sie von der Königin erhielt und in denen sie „ma sibille“ angesprochen wird, von einer ganz eigen getönten Zärtlichkeit durchtränkt.
Die Hauptfigur aber in diesem wechselreichen Liebeslustspiel, dessen Hintergrund Bürgerkriege, Massaker, Flucht vor dem Meuchelmord in dunkler Nacht, Ränke um den Königsthron geben, ist der schon genannte Herr von Chanvallon, an den die Liebesbriefe gerichtet sind, die wir mitteilten, diese Episteln, würdig einer précieuse ridicule. Von ihm hatte Margaretha, wie ihr Bruder, der König, behauptete, ein Kind, jenen Père Ange, der als Kapuzinermönch starb und um den sie sich sicherlich nie viel gekümmert hat. Muttergefühle haben in dem Rahmen ihrer Menschlichkeit gewiß keinen Platz. Und wie hochtrabend, wie groß auch die Liebesworte dieser Korrespondenz sind, sowohl

Margaretha wie Herr von Chanvallon waren auch anderen Reizen zugänglich, selbst als sie sich sehr liebten und einander – mit Recht beide – eifersüchtige, von gespieltem Haß erfüllte Briefe schrieben. Sonderbar genug, gerade dieses Verhältnis, das der zu moralischen Wertungen Veranlagte der Königin am ehesten verzeihen würde, war immer und immer wieder Anlaß zu Vorwürfen, Spott und Verfolgung; ja es scheint, als hätte es zu dem Unglück, der Verbannung der Königin am meisten beigetragen, sie die Fürstenkrone Frankreichs gekostet. Es ist schon erzählt worden, wie ein Sturm der höfischen Ungnade sie aus Paris vertreibt, nach den Schlössern Agen, d'Usson, Issy, von wo sie sentimentale, verzweifelte Briefe an Chanvallon, Klagen über Geldmangel an alle Welt schreibt – das alles in den Zwischenpausen neuer sinnlicher Erlebnisse, die nun allerdings, je älter sie wird, desto weniger angenehm erscheinen.

Margot wird dick und wahllos. Sie hält sich einen Hofstaat von Gelehrten und Musikern, Pagen und anderem Mannsvolk, und die bitterbösen Worte des Pamphlets: „Tout est indifferent à ses voluptés et ne lui chaud d'âge, de

grandeur ni d'extraction pourvu qu'elle soûle et satisfasse ses appétits et n'en a jusqu' ici depuis l'age de onze ans, dédit à personne" scheinen trotz allen Beschönigungsversuchen Wahrheit.

Warum, fragt man, wird von all dem Klatsch hier erzählt? Weiß man denn nicht, daß es immer leichtsinnige Frauen, aber auch immer Schandmäuler gegeben hat? Nun, es gilt eben eine Legende zu zerstören, mehr noch: den Charakter einer vielgenannten hohen Frau, ihr Lebens- und Liebesgefühl anzudeuten und von der Macht eine Vorstellung zu geben, die diese Frau, trotzdem sie so vielen gehörte, auf Männer immer wieder ausübte, und wie das die Geschicke von Völkern Jahrzehnte hindurch beeinflußte. Ein Beispiel. Sie steckt in Feindschaft und Kriegen mit dem König; der Vorwand ist wie immer der Religionsstreit. Sie wird von Guillaume de Beaufort, Marquis de Canillac, einem finster dreinsehenden Kriegsmann, auf Usson gefangen gesetzt, einer Feste, die Ludwig XI. „fin renard", wie ihn Brantôme nennt, so sicher gestaltet hatte, daß ein Gefangener dort wenig Hoffnung auf freies Leben haben

durfte. Usson wird ein unzugänglicher Ort genannt, wo „seul le soleil pouvait entrer de force“. Nun, Margot weiß manches Hindernis zu besiegen. Gleich tief von Liebe zu ihr erfaßt wie einer seiner Vorgänger, d'Aubiac, der, als er sie sah, ausgerufen hatte: „Könnte ich sie jemals besitzen, so wollte ich in der Stunde darauf mein Leben lassen!“ und sie besaß und dafür von dem eifersüchtigen Marquis gehängt wurde – Friedrich Schlegel, der Margaretha ganz merkwürdig sieht, nennt dieses Schicksal sachlich: „sein Wunsch ward in allen Stücken gewährt“ – und bis zum letzten Augenblicke ihren Muff küßte, dankbar seinem Schicksal – ebenso in sie verliebt wie dieser Romantiker also wird der finstere Marquis selbst auch der Gefangene seiner Gefangenen. Sie wird ihm wohl die gleiche Gunst geschenkt haben wie manchem anderen, wenn auch der und jener Historiker seine Liberalität der Gefangenen, die nun zur Herrscherin wurde, auf hochpolitische Motive zurückführt. Jedenfalls, Margaretha lebt als Königin auf Usson, betet fleißig, treibt Musik und liebt die Musikanten. Dabei wird sie, während der und jener ihrer

Vielgeliebten jung stirbt, immer dicker und fetter. Die schöne Reine Margot hat allerhand Hautkrankheiten, aber sie führt noch rüstig weiter „la vie des débauches“. Nur vergißt sie nicht in die Kirche zu gehen, jetzt ist auch die Zeit, ihre Memoiren zu schreiben oder triste Klagelieder auf den oder jenen ihr zu früh entrissenen Mann. Allmählich haben sich die spottenden *rimeurs* ihrer Persönlichkeit und ihres Lebens bemächtigt. Herr von Pibrac, ihr Intendant, faßt eine jähe Leidenschaft zu ihr, indes sie es lieber sähe, daß er sich mit ihren Geldangelegenheiten beschäftige, die es allerdings sehr notwendig hatten. Das ist nun einmal einer, den sie verschmäht. Noch ein Jahrhundert später singt man deshalb, da er alle seine Würden vergeblich niedergelegt hatte, um nur der Königin anzugehören, die Verse:

„Reine Margot, Marguerite
Je m'en suis défait
Pour être à vous tout à fait.“

Älter geworden, wendet sie sich, – armseliges Geschick so vieler Frauen, die nicht resignieren können, – zu immer jüngeren Menschen. Und hat sie den einen begraben und eben in großen

Gedichten das Gelübde abgelegt, nie mehr einem Mann zu gehören, so dauerts nicht lange, und zwischen den Schlachten des Krieges der Ligue, Verhandlungen mit dem Hof und dem Gemahl, der inzwischen König geworden ist, bezwingt sie der Reiz einer frischen Jünglingsstimme oder die Anmut eines Pagen. Wenn sie aber liebt, so geschiehts mit der Vehemenz einer Achtzehnjährigen. An diesem Leben ändert nichts die Verlassenheit ihres Aufenthalts, die Ungnade, in die sie offenbar gesunken ist, die Geldkalamität, die nicht aufhören will und schließlich so gut wie das einzige Band ist, das sie mit dem königlichen Gemahl verbindet. Die schöne Margot fängt an, einem leid zu tun. Sie spürt wohl auch selbst, wie ihr Lebensweg nach abwärts geht, und bricht ihre Memoiren ab. Freundlich gesinnte Geschichtsschreiber, wie der Verfasser des „Esprit de la Ligue", meinen, das Beste, was man ihr zu liebe tun könne, ist, den Rest ihres Lebens mit Stillschweigen zu übergehen. Ich, Kind einer weniger mitleidigen Zeit, möchte die Kurve noch ein wenig weiterzeichnen.

Lange schon hatte der König die Ehe geschie-

den haben wollen. Sie lebten ja nicht zusammen, und trotz mancher wohl zu späten Bemühung konnte Margaretha Frankreich keinen Thronerben schenken. Sie ist nun eben eine jener Frauen, die so viel lieben, daß sie weder Zeit noch Kraft haben, Kinder zu bekommen. Henri IV. stand damals lange unter dem Einflusse der Gabrielle d'Estrées; die wollte er auch heiraten, aber so sehr auch alle Minister eine neue Ehe und zwar eine fruchtbare dem Könige wünschten und rieten, — Gabrielle sollte Margots Platz nicht einnehmen. Mit jener Offenherzigkeit, die der Ton des Jahrhunderts ist und — ich fürchte — manches hier Vorgebrachte brutaler erscheinen läßt, als es wohl war, antwortete de Saucy, ein Ratgeber des Königs, als der ihm seinen Plan, sich von Margaretha scheiden zu lassen um Gabrielle zu ehelichen, mitteilte: „Nein, putain pour putain, aber da ist doch die Tochter Henris II. noch besser als die der Madame Estrées, die im Bordell starb.“ Und Margaretha selbst will auch trotz allem Wunsche, dem König gefällig zu sein, für diese Frau nicht in eine Scheidung willigen. Erst als Gabrielle rechtzeitig stirbt

und alle Welt schreit, sie sei umgebracht worden – was Mongez Gelegenheit zu dem charakteristischen Worte gibt: „als ob die *Großen* nie eines natürlichen Todes sterben könnten“ – willigt Margaretha von Valois in die Trennung einer Ehe, die längst keine mehr war. So wie man bei der Hochzeit mit dem päpstlichen Dispens ein wenig geschwindelt hatte, so half man sich jetzt. Am leichtesten wäre es gegangen, wenn der König gesagt hätte, was man Jahrzehnte vorher der blutjungen Königin in den Mund legen wollte: „die Ehe sei nie wirklich vollzogen worden“. Zu dem hübsch verlogenen Wort, das Margaretha damals als Antwort bereit hatte – es ist ja schon hier mitgeteilt worden –, liefert nun ironisch Henri IV. das Gegenstück: „Ganz Europa würde“, sagte er, „bei einer so galanten Fürstin und einem für die Frauen so passionierten Manne zweifeln, daß sie beide fähig gewesen seien, de tant de froideur dans l'âge bouillant de la jeunesse.“ Die Hitzewelle der Jugend war ja nun allerdings für beide vorbei. Das hindert nicht, daß Margaretha noch einen rechtmäßigen Sohn ihres früheren Gemahls als Dauphin begrüßt, als sie

nach langer Verbannung endlich wieder nach Paris darf. „Königin“ heißt sie weiterhin, als sie der Krönung später beiwohnt, aber Königin von Frankreich, das ist Margot nie gewesen.

Äußerlich gestalten sich ihre Tage nun, nachdem sie abgedankt hat, besser. Die Geldnot hört auf, die Bürgerkriege, Religionskämpfe, Hofintrigen sind zu Ende gebracht. Sie wird ruhiger – in der Politik. Ihre Lebensführung ändert sie nicht. Der König, der nun – arme Margot! – mitleidige Worte für sie hat, nennt sie milde „peu menagère“ und ermahnt sie, endlich aufzuhören aus Tag Nacht, Nacht Tag zu machen. Das tut sie nämlich trotz allen Andachtsübungen immer noch, und ohne Scheinheiligkeit erwidert sie auf diese freundliche Mahnung: Wird schwer gehen. Erstens ists Mediciererbsünde und zweitens alte, eingefleischte Gewohnheit.

Ganz in Form und Stil gerecht ist auch der kleine Witz, den der König macht, als Margaretha endlich nach Paris zurück darf. Er läßt sie an den Pforten der Residenz, in der nun die neue Königin Marie von Medici herrscht, in seinem Namen durch einen alten Bekannten

bewillkommnen: durch Herrn von Chanvallon. Margot hält sich ausgezeichnet, sie hat zuviel Geist, um sich gedemütigt zu fühlen, hat wohl auch das Gefühl, ihr Leben gelebt zu haben und dafür nicht zu teuer zu bezahlen. Und das ist wohl die einzige Moral, die sie hatte. Während die zweite Gemahlin Henris IV. blaß ist und zittert, ist Margaretha liebenswürdig, und noch einmal bezwingt ihr Reiz alle Welt. Die Dichter besingen sogar ernsthaft ihre Rückkehr; allerdings, es gibt auch medisante Verse genug, umsomehr, da sie noch immer, noch immer von Abenteuern nicht lassen mag. Alt, krank, jetzt häßlich für alle jene, die nicht im Herzen die Erinnerung und vor den Augen die Illusion der verflogenen Jugend haben, läßt sie sich noch immer von Liebeshändeln umspinnen. Einer ihrer Pagen erschießt den andern, weil der eine gestern, der andere heute ihre Gunst genoß. Margaretha tut ein Gelübde, nichts essen, nichts trinken zu wollen, bevor der Mord gesühnt ist – man schreibt 1606, sie ist dreiundfünfzig Jahre alt, und mehr als vierzig Jahre spielt sie die Künste der Galanterie. Der verliebte, eifersüchtige Junge, der den Mord begangen hat,

will nicht um Verzeihung bitten, so muß er sterben. Die bösen Leute behaupten sogar, sie sei so verzweifelt und zornig gewesen, daß sie gerufen habe: „Da, da, meine Strumpfbänder, erwürgt ihn!“, damit diese Liebestat nur möglichst rasch gerächt werde. Gewiß ist, daß sie aus ihrem Palais auszieht, um nicht an den Verlust erinnert zu werden. Und als sie eine neue Liebe hat – nun ist die Zeit für den Stallknecht gekommen – und der Günstling Bajaumont krank ist, darf der König im Gespräch mit den Hofdamen Margarethas, auf die sie übrigens stets eifersüchtig war, spotten: „Betet, daß er wieder gesund wird! Sonst kostets mich ein Haufen Gold, ich muß ihr dann ein neues Haus kaufen!“

Es ist nun wirklich schon arg, wie Margot „sich auslebt“. In ihren Diensten – erzählt ein Zeitgenosse – war dieser arme Bajaumont schwindsüchtig geworden, und als er nun noch in einem Streit verwundet wird, sagt der Arzt zu Reine Margot gerade heraus: „Auf jeden Fall müßt Ihr auf diese Dienste dieses Mannes verzichten. Die Heilung hängt von Euch ab. Er stirbt, wenn Ihr .....“ Dabei wußte sie schon

selbst, wie sie aussah, verglich sich einer „anatomie“, sagte, sie hätte schon eine so lange Nase wie ihr Großvater François I., von dem sie übrigens die Vitalität in Liebesdingen geerbt hat. Man kann sich denken, welche „Chansons“ nun über sie durch Paris laufen; sie ließ sichs wenig anfechten. Sie ging zur Messe und sündigte weiter. Am Ende ihres Lebens hatte sies wieder mit Musikern, einem Flötenspieler, den man *Roi Margot* nannte.

Vor ihr stirbt noch der König. 1614 wird sie krank, läßt, unsentimental wie immer, den ersten Stein ihres Grabmals in ihrer Gegenwart setzen. Im gleichen Monat stirbt sie dann. Ein kühler Briefschreiber notiert: „Ich vergaß Ihnen mitzuteilen, daß gestern um elf Uhr abends die Königin Margaretha gestorben ist. M. von Valavez war dort, zu einem letzten Besuch. Ich für meinen Teil verzichte, denn man drängt sich bei der Leichenschau wie bei einem Ballett, und es ist nicht so vergnüglich.“ Wie bei einem Ballet! – Das war der Tod. Als sie Hochzeit hielt, tanzte der König Ballett. Dazwischen lag Einiges.

Die Dokumente ihres Lebens sind hier, wenn

auch nicht vollständig, was nur ermüdet hätte, gesammelt worden, und ihr erotischer Charakter nachzuzeichnen versucht, weil Reine Margot eine Frauengestalt ist, wie sie die üblen Fanatiker des „Normalen“ stirnrunzelnd über unsere „Entartung“ nur dem zwanzigsten Jahrhundert zuschreiben wollen. Da ist sie, geboren 1553 und vom Tode bezwungen 1615, die letzte Blüte eines großen und an Anlagen aller Art reichen Geschlechtes: ein Weib, das ohne falsche, oft auch ohne jede Sentimentalität die Freuden der Sinne begehrte und sich eroberte, das unermüdlich nach den vielfältigen Erlebnissen der Erotik suchte. Ein Weib, schön und gebildet und sicherlich nicht „krank“, und hat für sich das Recht in Anspruch genommen, mit so vielen, als ihr Begehren sie trieb, ohne empfindsame Entschuldigungen vor sich selbst alle Möglichkeiten zu genießen von der Sexualität bis zur höchsten ihrer Natur möglichen Leidenschaft. Eine Moral zu ziehen, sie als hehres Beispiel aufzustellen, – das allerdings wäre Torheit.

W. Fred.

INHALT

Druck der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig







